

Daheim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen. Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 19. Januar 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N^o 16.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

Nachdruck verboten.

Cl. v. II. VI. 70.

(Fortsetzung.)

VI. Am Kamin.

Punkt fünf Uhr war Kristi vorgefahren; Berndt liebte nicht zu warten. Von den Kindern hatte er kurzen Abschied genommen, um seiner Schwester auf Schloß Guse, oder der „Tante Amalie“, wie sie im Hohen-Viecher Hause hieß, einen nachbarlichen Besuch zu machen. Daß er noch am selben Abend zurückkehren werde, war nicht anzunehmen; er hatte vielmehr angedeutet, daß aus der kurzen Ausfahrt eine Reise nach der Hauptstadt werden könne. Die Unruhe seiner Empfindung trieb ihn hinaus. Den Weihnachtsaufbau, wie seit Jahren, hatte er sich auch heute nicht nehmen lassen wollen, aber faum frei, im Gefühl erfüllter Pflicht, schlugen seine Gedanken die alte Richtung ein. Es drängte ihn nach Aktion, oder doch nach Einbild in die Welt; ein Bedürfnis, das ihm die Enge seines Hauses nicht befriedigen konnte. In der Unterhaltung, das hatte Lewin bei Tische empfunden, that er sich Zwang an, und das Gefühl davon nahm auch dem Gespräch der Kinder jede freie Bewegung. Eine gewisse Besangenheit griff Platz. So kam es, daß man die Abwesenheit des Vaters, bei aufrichtiger Liebe zu ihm, fast wie eine Befreiung empfand; Herz und Zunge konnten ihren Weg gehen, wie sie wollten. Unsere Hohen-Viecher Geschwister empfanden übrigens, wie faum erst versichert zu werden braucht, nicht kleiner oder selbstsüchtiger, als andere im Lande; sie wollten nur nicht gezwungen sein, über den „Bösesten der Menschen“ immer wieder und wieder zu sprechen, als wäre nichts Sprechenswerthes in der Welt als dieser eine.

Sie hatten sich sammt Tante Schorlemmer im Wohnzimmer eingefunden und saßen jetzt, es mochte die siebente Stunde sein, um den hohen altmodischen Kamin. Mit ihnen war Marie, die Freundin Renatus, des reichen Kniehase dunkelblaugige Tochter, deren Besuch für diesen Abend angekündigt war. Jede der drei Damen war nach ihrer Weise beschäftigt. Renate, dem Kamin zunächst sitzend, hielt einen Palmfächer in der Rechten, mit dem sie die Flamme bald anzu-

sachen, bald sich gegen dieselbe zu schützen suchte; Tante Schorlemmer strickte mit vier großen Holzadeln an einem Shawl, der wie ein Vließ neben ihrem Lehnstuhl niederfiel; Marie blätterte neugierig in einer grönländischen Reisebeschreibung, die ihr Tante Schorlemmer zum heiligen Christ bescheert und mit einem Widmungsverse aus Zingendorf ausgestattet hatte. Zwischen Marie und Lewin, aber keineswegs als eine Scheidewand, stand der Weihnachtsbaum, den Jette von der Halle her herein getragen hatte. Das Plündern, das Sache Lewins war, nahm eben seinen Anfang. Jede goldene Nuß, die er pflückte, warf er in hohem Bogen über die Spitze des Baumes fort, an dessen entgegengelegter Seite Marie mit glücklicher Handbewegung danach haßte. Im Werfen und Fangen jedes gleich geschickt.

Lewin freute sich dieses Spieles; zudem war er von Alters her nie besserer Laune, als wenn er sich den Süßigkeiten des Weihnachtsbaumes gegenüber sah. Das Rauchen war sonst nicht seine Sache, aber die Fennigreiter, die Nonnen, die Fische, machten ihn kritisch und ließen ihn einmal über das andere versichern, „daß in dem plattgebrühtesten Pfefferkuchengebilde immer noch ein Tropfen vom himmlischen Manna sei“.

Die gute Laune Lewins steigerte sich bald bis zu Rederei, unter der niemand mehr zu leiden hatte, als Tante Schorlemmer. „Du sollst den Feiertag heiligen“, rief er ihr zu und wies dabei auf die vier hölzernen Strickadeln, die, wie sich von selbst versteht, nach dieser scherzhaften Reprimande nur um so eifriger zu klappern begannen. Endlich wurde es ihr zu viel. Sie verfärbte sich und resolvirte kurz: „meine Grönländer können nicht warten.“

Tante Schorlemmer war eine Herrnhuterin. Eines Tages, das lag nun dreißig Jahre zurück, war ihr, der damaligen Schwester Brigitte, Mittheilung gemacht worden, daß Bruder Jonathan Schorlemmer, zur Zeit in Grönland, eine eheliche Gefährtin wünsche, bereit, ihm in seinem schweren Werte zur Seite zu stehen. Sie hatte diesem Rufe gehoramt, ihre Wäiche

gezeichnet und war mit dem nächsten dänischen Schiff von Hamburg aus gen Norden gefahren. An einem Tage, der keine Nacht hatte, war sie in Grönland gelandet, Bruder Schorlemmer hatte sie empfangen und ihren Bund persönlich eingeseget. Die Ehe blieb kinderlos, dessen sich jedoch beide in christlicher Ergebung getroßteten. So vergingen ihnen zehn glückliche Jahre. Zu Beginn des ersten starb Jonathan Schorlemmer an einem Lungenkatarrh und wurde in einem mit Sechshundsfeld beschlagenen Sarge begraben. Seine Wittve aber, nachdem sie die Bevölkerung mit allem was sie hatte, beschenkt und jedem einzelnen versichert hatte, ihn nie vergessen zu wollen, kehrte mit dem Grönlandschiff zunächst nach Kopenhagen und von dort aus in die deutsche Heimat zurück.

In die deutsche Heimat, aber nicht nach Herrnhut. Auf der weiten Rückreise Berlin berührend, wo ihr einige Anverwandte lebten, beschloß sie, im Kreise derselben zu verbleiben und bezog in jenem Stadttheile, der fünfzig Jahre früher den einwandernden böhmischen Brüdern und Herrnhutern als Wohnplatz angewiesen worden war, ein bescheidenes Quartier. In diesen kleinen Häusern der Wilhelmstraße würde sie ihr stilles und treues Leben sehr wahrscheinlich beschloßen haben, wenn ihr nicht eines Tages ein Blatt ins Haus geflogen wäre, auf dem sie das folgende las: „Eine ältere Frau, am liebsten Wittve, wird zur Führung eines Haushaltes auf dem Lande gesucht. Eine Tochter von zwölf Jahren soll ihrer besondern Ebnut anvertraut werden. Bedingungen: Verträglichkeit und Christlichkeit. Anfragen sind zu richten an: B. v. B., poste restante Küstrin.“ Tante Schorlemmer schrieb; alles Geschäftliche erledigte sich schnell. Am Weihnachten 1806 traf sie in Hohen-Viech ein, in dessen Herrenhause gerade damals ein trübes Christfest gefeiert wurde. Man trat sich gegenseitig vertrauensvoll entgegen, und nach wenig Wochen schon begann der Einfluß unserer Freundin sich geltend zu machen. Seit das Glück, aber Ruhe und Friede waren in ihrem Geleit. Renate hing ihr an, Lewin verehrte ihre Fürsorge, Berndt von Wigewitz hatte einen tiefen Respekt vor ihrem Herrnhutertume.

Und darin unterschied er sich freilich von seinen Kindern. Diese deuteten sich wohl vor der Aufrichtigkeit, aber nicht vor der Tiefe von Tante Schorlemmers christlichem Gefühl. Ihre Leidenschaftslosigkeit, die dem Vater so wohl that, erziehen den Geschwistern einfach als Schwäche. Nach Ansicht beider gebrauchte sie ihr Christenthum wie eine Hausapotheke; und darin lag etwas Wahres. Für gewöhnliche Fälle hatte sie das Sal sedativum sedativum einer frommen Alltagsbetrachtung, wie „Nedste Treu kennt keine Schen“ oder „So dunkel ist keine Nacht, daß Gottes Auge nicht drüber wacht“; für ernstere Fälle jedoch griff sie nach dem starken und nervenerfrischenden Sal volatile irgend eines Kraftspruches: „Was will Satan und seine List, wenn mein Herr Jesus mit mir ist.“ Das unterscheidende Merkmal zwischen den schwachen und starken Mitteln bestand im wesentlichen darin, daß in den letzteren jedesmal der Böse herausgefordert und ihm die Anglosigkeit seiner Anstrengungen entgegen gehalten wurde. Alle diese Sprüche aber, ob schwach oder stark, wurden eben so sehr im festen Glauben an ihre innewohnende Kraft, wie mit der äußersten Seelenruhe vorgetragen. Und da steckte die Schuld, oder doch das, was den Geschwistern als Schuld erschien. Diese Seelenruhe, die sich neben dem Maß geforderter Theilnahme oft wie Theilnahmlosigkeit ausnahm, reizte die jungen Gemüther und stellte ihre Geduld auf manche harte Probe. Berndt verstand dieses stille Christenthum besser und hatte an sich selbst erfahren, daß der Trost aus dem Worte Gottes mehr war, als der Wortetrost der Menschen.

So war Tante Schorlemmer. — Das Scherzen über ihre vorgebildete freie Stellung zum dritten Gebot, hatte sie einen Augenblick ernstlich verdrossen; Lewin aber, ohne dessen zu achten, fuhr in seinen Redereien fort: „Unsere Freundin scheint übrigens keine Ahnung zu haben, welsch hoher Besuch inzwischen vor dem Herrnhuter Gemeindehause gehalten hat.“

„Wer?“ riefen die beiden Mädchen.

„Niemand Eeringeres als Napoleon selbst. In der Nacht

vom ersten zum zwölften. Und die Herrnhuter haben wieder veräußt, sich heroisch in die Weltgeschichte einzuführen. Sie haben den Kaiser angeofft, so weit es bei Nacht und Schneetreiben möglich war, und haben ihn weiter fahren lassen. Das macht, weil der herrnhutische Wuth im Auslande lebt, in China, in Grönland, in Hohen-Viech. Ueberall ist er, nur nicht daheim. Tante Schorlemmer, dessen bin ich gewiß, hätte ihn verhaften und als Wellfriedensbrecher vor Gericht stellen lassen.“

Die Angeredete drohte mit einer ihrer großen Kadeln zu Lewin hinüber, dem es übrigens nahe bevorstand, sich aus dem Angriff in die Vertheidigung gedrängt zu sehen. Der „Empereur“ war nicht umsonst citirt worden; einmal in das Gespräch hineingezogen, gleichviel ob im Ernst oder Scherz, begann er seine Macht zu üben, und Lewin, wenigstens momentan des nedischen Tones vergessend, begann ein Bild jener fluchtartigen Reise zu geben, die den zum ersten Mal von seinem Glück verlassenen Kaiser, in vierzehntägiger Fahrt von Smolensk bis in seine Hauptstadt zurückgeführt hatte. Er gab Altes und Neues, bei einzelnen Punkten länger verweilend, als vielleicht nöthig gewesen wäre.

Tante Schorlemmer und Marie waren der Erzählung aufmerksam gefolgt; Renate aber warf hin: „Vorzüglich und wie belehrend! Ein wahrer Generalbericht über russisch-deutsche Positionen. O, Ihr großstädtischen Herren, wie seid Ihr doch so schlechte Erzähler, und je schlechter, je klüger Ihr seid. Immer Vortrag, nie Geplauder!“

„Sei's drum, Renate; ich will nicht widersprechen. Aber wenn wir schlechte Erzähler sind, so seid Ihr Frauen noch schlechtere Hörer. Ihr habt keine Geduld, und die Wahrnehmung davon verwirrt uns, laßt uns den Faden verlieren und führt uns, links und rechts tappend, in die Breite. Ihr wollt Gucklastenbilder: Brand von Moskau, Kostopichin, Krent, Uebergang über die Bereina, alles in drei Minuten. Die Erzählung, die Euch und Euer Interesse tragen soll, soll bequem wie eine gepolsterte Staatsbarte, aber doch auch handlich wie eine Nusschale sein. Ich weiß wohl, wo die Wurzel des Uebels steckt: der Zusammenhang ist Euch gleichgiltig; Ihr seid Springer.“

Renate lachte. „Ja, das sind wir; aber wenn wir zu viel springen, so springt Ihr zu wenig. Eure Gründlichkeit ist beleidigend. Immer glaubt Ihr, daß wir in der Weltgeschichte weit zurück sein, und wir wissen doch auch, daß der Kaiser in Paris angekommen ist. O, ich könnte Bulletins von Hohen-Viech aus datiren. Aber lassen wir unsere Fehde, Lewin. Was ist es mit den rothen Scheiben im Schloßhof von Berlin? In der Zeitung war eine Andeutung; Kathinka schrieb ausführlicher davon.“

„Was schrieb sie?“

„Wie Du nur bist. Nun kümmert Dich wieder, was Kathinka schrieb. Daß ich so thöricht war, den Namen zu nennen.“ Lewin suchte seine flüchtige Verlegenheit zu verbergen. „Du irrst, ich schweife nicht ab; mich hat das Phänomen lebhaft beschäftigt. Es kam dreimal; am dritten Tage habe ich es gesehen.“

„Und was war es?“

„An allen drei Tagen, etwa eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang, erglühten plötzlich die oberen Fenster des alten Schloßhofes. Die Wachen meldeten es. Da die Sonne längst unter war, so dachte man an Feuer. Aber es fand sich nichts. Auf dem neuen Schloßhof blieben die Fenster dunkel. Die Leute sagen, es bedeute Krieg.“

„Ein leichtes Prophezeien“, bemerkte Tante Schorlemmer ruhig. „Wir hatten Krieg in diesem Jahre und werden ihn mit in das neue hinüber nehmen.“

„Ich glaube“, fuhr Lewin fort, „der ganze Vorgang wäre schnell vergessen worden, wenn nicht eines unserer Blätter, das Euch nicht zu Händen kommt, am zweitfolgenden Tage schon eine Geschichte gebracht hätte, die, bei allem Dunklen, ersichtlich darauf berechnet war, der Erscheinung im Schloß eine tiefere Bedeutung zu geben, so etwas wie Zeichen und Wunder.“

„O erzähle!“

„Ja. Aber Du darfst nicht ungeduldig werden.“

„Bist Du empfindlich?“

„Wohlan denn. Es ist eine Geschichte aus dem Schwedischen. Die Ueberschrift, die das Blatt ihr gab, war: Karl XI und die Erbscheinung im Reichssaale zu Stockholm. Ich bürgte nicht dafür, daß ich alles genau so wiedergebe, wie's in dem Blatte stand, aber in den Hauptstücken bin ich meiner Sache gewiß. Was man gern hat, behält man.“ Gedächtniß ist Liebe,“ sagte Tubal noch gesehnt, und selbst Kathinka stimmte bei.“

Bei dem Namen Tubal kam das Erröthen an Renate. Lewin aber, als ob er es nicht bemerkt habe, fuhr fort: „Karl XI. war krank. Er lag schlaflos, zu später Stunde, in seinem Zimmer und sah nach der anderen Seite des Schloßhofes hinüber, auf die Fenster des Reichssaales. Bei ihm war niemand als der Reichsdrost Bjelle. Da schien es dem König, daß die Fenster des Reichssaales zu glühen begannen und darauf hindeutend, fragte er den Reichsdrosten: „Was ist das für ein Schein?“ Der Reichsdrost antwortete: „Es ist der Schein des Mondes, der gegen die Fenster glühert.“ Zu demselben Augenblick trat der Reichsrath Orenstierna herein, um sich nach dem Befinden des Königs zu erkundigen, und der König, wieder auf die glühenden Scheiben deutend, fragte den Reichsrath: „Was ist das für ein Schein? Ich glaube, das ist Feuer.“ Auch der Reichsrath antwortete: „Nein, Gott lob, das ist es nicht; es ist der Schein des Mondes, der gegen die Fenster glühert.“ Die Unruhe des Königs wuchs aber, und er sagte zuletzt: „Gute Herren, da geht es nicht richtig zu; ich will hingehen und erfahren, was es sein kann.“ Sie gingen darauf einen Korridor entlang, der an den Zimmern Gustav Erichsohns vorüber führte, bis daß sie vor der großen Thüre des Reichssaales standen. Der König forderte den Reichsdrosten auf, die Thür zu öffnen, und als dieser bat, in dieser Nacht die Thür geschlossen zu lassen, nahm der König selbst den Schlüssel und öffnete. Als er den Fuß auf die Schwelle setzte, trat er hastig zurück und sagte: „Gute Herren, wollt Ihr mir folgen, so werden wir sehen, wie es sich hier verhält; vielleicht, daß der gnädige Gott uns etwas offenbaren will.“ Sie antworteten: „Ja.“

Hier wurde Lewin unterbrochen. Jecke trat ein, um eine Schale mit Obst auf den Tisch zu stellen, Erdbeeräpfel und Gravensteiner, die in Hohen-Biez vorzüglich gedeihen. Tante Schorlemmer benutzte die Unterbrechung, um einige wirtschaftliche Ordres zu geben, Renate aber bemerkte: „Ich vermisse die Beziehungen; aber freilich, je geheimnißvoller, desto anregender für die Phantasie.“

Lewin nickte zustimmend. „Dieser Eindruck wird sich bei Dir steigern.“ Dann fuhr er fort: „Als König Karl und die beiden Räte eingetreten waren, wurden sie eines langen Tisches gewahr, an dem eine Anzahl ehrwürdiger Männer saßen, in ihrer Mitte ein junger Fürst; als solchen bezeichnete ihn der Thron, der mit Wappenschildern und rothen Teppichen behangen, unmittelbar in seinem Rücken aufgerichtet war. Es war erschütterlich, man sah zu Gericht. Am unteren Ende des Tisches stand ein Richtbloß und um den Bloß her, in weitem Halbkreis, standen Angeklagte, reich gekleidet, aber nicht in der Tracht, die damals in Schweden getragen wurde. Die zu Gericht sitzenden Männer zeigten auf die Bücher, die sie in Händen hielten; sie wollten dem jungen Fürsten nicht zu Willen sein, der aber schüttelte hochmüthig den Kopf und wies an das untere Ende des Tisches, wo jetzt Haupt um Haupt fiel, bis das Blut längs dem Fußboden fortzuströmen begann. König Karl und seine Begleiter, wandten sich voll Entsetzen von dieser Scene ab; als sie wieder hinblickten, war der Thron zusammengebrochen. Der König aber, indem er des Reichsdrosten Bjelle Hand ergriß, rief laut und bittend: „Welche ist des Herren Stimme, die ich hören soll? Gott, wann soll das alles geschehen?“

Und als er Gott zum dritten Male angersah hatte, klang ihm die Antwort: „Nicht soll dies geschehen in Deiner Zeit, wohl aber in der Zeit des sechsten Herrschers nach Dir. Es wird ein Blutbad sein, wie nie dergleichen im schwedischen Lande gewesen. Dann aber wird ein großer König kommen, und mit ihm Frieden und eine neue Zeit.“ Und als dies gesprochen war, schwand die Erscheinung. König Karl hielt sich

mühsam. Dann, über denselben Korridor, lehrte er in sein Schlafgemach zurück. Die beiden Räte folgten.“

Lewin schwieg. Im Wohnzimmer war es still geworden; der Fächer ruhte, selbst die Stricknadeln ruhten; jeder blickte vor sich hin. Nach einer Pause fragte Renate: „Wer war der sechste Herrscher in Schweden?“

„Gustav IV; sein Thron ist zusammengebrochen.“

„So hältst Du das Ganze für echt und ehrlich, für eine wirkliche Vision?“

„Ich sage nicht ja und nicht nein. Das Schriftstück, das über diesen Hergang berichtet, liegt im Stockholmer Archiv. Es ist von des Königs Hand in selbiger Nacht geschrieben; seine beiden Begleiter haben es mitunterzeichnet. Die Handschriften sind beglaubigt. Ich habe weder das Recht noch den Muth, solchen Erscheinungen die Möglichkeit abzuspochen. Laß mich sagen, Renate, wir haben nicht das Recht.“

Lewin betonte das „wir“. Dann aber wandte er sich, einen scherzhaften Ton wieder annehmend, an Tante Schorlemmer und Marie, und drang in sie, ihren Glauben oder Unglauben solchen Erscheinungen gegenüber anzusprechen.

Marie stand auf. Jeder sah erst jetzt, welchen tiefen Eindruck die Erzählung auf sie gemacht. Sie drückte die Tannenzweige, die sie mittlerweile, ohne zu wissen warum, zerpflegt hatte, zu einem Knäuel zusammen und warf alles in die halbniedergebrannte Glut. Der rasch aufplackernden Flamme folgte eine Rauchwolke, in der sie nun, einen Augenblick lang, selbst wie eine Erscheinung stand, nur die Umrisse sichtbar und die rothen Bänder, die ihr über Haar und Nacken fielen. Es bedurfte ihrerseits keines weiteren Bekennnisses; sie selber war die Antwort auf die Frage Lewins.

Tante Schorlemmer aber, die Stricknadeln wieder annehmend, schüttelte unmutig den Kopf, und citirte dann, als ob sie ein Geispenster beschwörendes Vaterunser vor sich hinbete, mit rascher und deutlicher Stimme:

Unter Gottes Schirmen	Laß den Satan wüthen,
Bin ich vor den Stürmen	Laß den Feind erbittern,
Alles Bösen frei.	Mir steht Jesus bei.

VII. Im Krüge.

Dorf Hohen-Biez (es hatte auch „ausgebaute Looße“) beschränkte sich in seinem Innentheile auf eine einzige langgestreckte Straße, die, dem Fuße des Hügels folgend, nach Norden hin mit dem Bienenwägelchen Rittergute, nach Süden hin mit einem großen Mühlengehöft abschloß.

Das Rittergut, soweit seine Baulichkeiten in Betracht kommen, bestand aus zwei hufeisenförmigen Hälfen, von denen die eine sich aus den drei Flügeln des Herrenhauses, die andere aus Ställen und Scheunen des gutsherrlichen Gehöftes zusammensetzte. Die offenen Seiten beider Hufeisen waren einander zugekehrt, zwischen beiden lief ein zugleich als Auffahrt dienender Steindamm, der in seiner Verlängerung hügelansteigend in die mehrgenannte Aufbaumallee überging.

Freundlicher noch als das Rittergut lag die Mühle, die eine Del- und Schneidemühle war. Ein Wasser, das mit starkem Gefälle am Dorf vorüberfloß, trieb beide Werke. Jetzt war der Bach gefroren. Schnee und Eis aber, die in phantastischen Formen an den großen Triebrädern hingen, steigerten, wenn nicht den idyllischen, so doch den malerischen Reiz des weit-schichtigen, aus Häusern, Schuppen und Lagerräumen bunt zusammengewürfelten Gehöftes.

Rittergut und Mühle die Flügelpunkte; dazwischen die Straße, die ihre dreißig Häuser oder mehr, ziemlich unregelmäßig auf beide Seiten vertheilt hatte. Die linke Seite, die östliche, war die bevorzugte. Hier lagen die Kirche, die Schule, der Schulzenhof, während die rechte Seite, die fast ausschließlich von Budnern und Tagelöhnern bewohnt wurde, nur ein einziges stattliches Gebäude aufwies: den Krug.

In diesen treten wir jetzt ein. Er hatte nicht das Ansehen wie sonst wohl Dorfkrüge, dazu fehlte ihm der auf Holzsäulen ruhende, jedem vorfahrenden Wagen als Wetterdach dienende Giebelbau, vielmehr sprang eine doppelarmige, aus Backsteinen aufgemauerte Treppe vor, die fast ein Drittel der

unteren Hausfront ausfüllte. Auch das Geländer war von Stein. Dieser äußeren Erscheinung, die mehr städtisches als dörfliches hatte, paßte sich auch die innere Einrichtung an. Von den zwei Gaßzimmern, die durch den fliesenbedeckten Flur getrennt waren, zeigte das eine mit seinen blaugelbgeputzten Tischen und hochlehnten Schemelstühlen, in die ein Herz geschnitten war, allerdings noch den Krugcharakter, das andere aber mit Wallgardinen und eingerahmten Kupferstichen, darunter Schill und der Erzherzog Karl, gleich fast in allem einer Bürgerressourcenstube und hatte sogar einen Lesetisch, auf dem, neben dem Lebuser Amtsblatt, der Beobachter an der Spree und die berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen ausgebreitet lagen. Alles verrieth Behagen und Wohlhabenheit, und durfte es auch, denn über beides verfügten die Hohen-Vieger Bauern, die hier ihr Solo spielten, in ausgiebigster Weise. Ihre Hürigkeit, wenn sie je vorhanden gewesen war, hatte in diesen Gegenden, wo dem herrenlosen Bruch- und Sumpflande immer neue Strecken fruchtbarer Acker abgenommen wurden, seit lange glücklicheren Verhältnissen Platz gemacht, und Berndt von Wigewitz, weil er selbst frei fühlte, freute sich nicht nur dieser wachsenden Selbstständigkeit, sondern kam ihr überall entgegen. Ein Ereigniß aus seinen jüngeren Jahren her hatte dazu beigetragen. Kurz vor dem 92er Feldzug, als er — noch von seiner Garnison aus — einen Besuch in der Saßwedler Gegend machte, hatte ein Schloß-Pfisterer Kneisebeck, ein ehemaliger Regimentskamerad, ihn vom Schloß aus ins Dorf geführt und dabei die Worte zu ihm gesprochen: „Seht, Wigewitz, hier werdet Ihr etwas kennen lernen, was Ihr Euer Lebtage noch nicht gesehen habt: freie Bauern.“ Und diese Worte, dazu die Bauern selbst, hatten eines tiefen Einbruchs auf ihn nicht verfehlt. Das lag nun zwanzig Jahre zurück, war aber unvergessen geblieben und den Hohen-Viegern mehr als einmal zu Gute gekommen.

Auch heute, am Weihnachtstage 1812, hatten sich einige bäuerliche Honoratioren, alles Männer von Mitte fünfzig und darüber, in der Gaßstube versammelt. Es waren ihrer vier: Ganzbauer Kümmeritz, Aderthalbbauser Kallies, Ganzbauer Reetzke und Ganzbauer Krull, lauter echte Hohen-Vieger, die seit unvordenklichen Zeiten an dieser Stelle sessig, mit den Wigewitzen das alte Hohen-Viehdorf bewohnt und verlassen, dazu auch gemeinschaftlich mit ihnen die guten und schlechten Zeiten durchgemacht hatten. Alle waren festtäglich gekleidet, trugen lange dunkelfarbige Röcke, und saßen, mit Ausnahme eines von ihnen, grade aufrecht in den breiten gartenstuhlartigen Holzsesseln, die zu acht oder zehn um einen großen rothbraungestrichenen Rundtisch herum standen.

Als fünfter hatte sich ihnen der Wirth selber, der Krüger Scharwenta, zugesellt, der durch Erbschaft von Frauenseite her ein Doppelbauer und überhaupt der reichste Mann im Dorfe war, nichtsdestoweniger aber, trotz seiner sechshundert Morgen Brudacker unterm Pflug, nicht für voll und ebenbürtig angesehen wurde. Das hatte zwei gute Bauerngründe. Der eine lief darauf hinaus, daß erst sein Großvater, bei Urbarmachung des Oberbruchs, mit andern böhmischen Kolonisten ins Dorf gekommen war; der andere wog schwerer und gipfelte darin, daß er, allem Abmahnen zum Trotz, von dem wenig angeesehenen Geschäft des „Krügers“ nicht lassen wollte. Scharwenta, so oft dieser heikle Punkt zur Sprache kam, pflegte sich auf seinen Großvater selig zu berufen, der ihm von Kindesbeinen an beigebracht habe: Tugaten seien nie despektirlich. Der eigentliche Grund aber, warum er den Bierhant und das „Knechte bedienen“ nicht aufgeben wollte, lag keinesweges bei den Tugaten. Es war dem reichen Doppelbauer viel weniger um den hübschen Krugverdienst, als um die tagtägliche Berührung mit immer neuen Menschen zu thun; das Klaudern, vor allem das Hördchen, das Bescheidwissen in anderer Leute Taschen, das war es, was ihn bei der Gastwirthschaft festhielt. Er setzte seinen Stolz darin, die Nachricht von einer bäuerlichen durch die Verhältnisse nothwendig gewordenen Mesalliance vier- undzwanzig Stunden früher zu haben als jeder andere. Substantationen konnte er voraus berechnen wie die Kalendermacher das Wetter; seine eigentliche Spezialität aber waren die der

Feuerlegung verdächtigen Windmüller. Die Liste, die er darüber führte, umfaßte so ziemlich das ganze Gewerk.

So Krüger Scharwenta.

Seinen Platz hatte er gerade der Thüre gegenüber genommen, um jeden Eintretenden sehen und begrüßen zu können. Unmittelbar neben ihm saßen Reetzke und Krull, die schon seit einer Stunde rauchten und schwiegen, ganz im Gegensatz zu Kümmeritz und Kallies, die beide von den Gesprächigen waren. Auch von ihnen ein Wort.

Ganzbauer Kümmeritz trotz seiner Fünfzig, hatte durchaus die Haltung und das Ansehen eines alten Soldaten. Und beides kam ihm zu. Er war erst Grenadier, dann Gefreiter im Regiment Möllendorf gewesen, hatte die Rheincampagne mitgemacht und zweimal die Weissenburger Linien mit erstiegen. War dann bei Kaiserslautern verwundet worden und hatte den Abschied genommen. Er vertrat in diesem Kreise, neben dem Schulzen Kniechase, der heute zufällig ausgeblieben war, die Traditionen der preussischen Armee, kontrollirte den Kaiser Napoleon, malte seine Schlachten auf den Tisch, und hielt die Ansicht aufrecht, daß Jena, „wo wir den Sieg ja schon in Händen hatten“, nur durch einen Schabernack verloren gegangen sei.

Das volle Gegentheil von Kümmeritz war Aderthalbbauser Kallies, ein schmal schultriger, langaufgeschlossener Mann. Geistig regsam, aber schwach und widerstandslos von Charakter, mußte er es sich gefallen lassen, geneckt und gehänselt zu werden, wozu schon, alles andere unerwogen, sein Beinamen herauszufordern schien. Er war nämlich, als er kaum laufen konnte, in eine große Rahmbutte oder Sahnenküchle gefallen und hieß seitdem in sehr bezeichnender Weise „Sahnepott“. Denn es war ihm sein Lebelang etwas Mildernes geblieben.

Alle fünf dampften jetzt aus langen holländischen Pfeifen; neben jedem lag ein Zündspan. Kallies hatte das Wort. Aus allem ging hervor, daß eben ein anderer Gast, ein Reisender, ein Kaufmann wie es schien, das Zimmer verlassen haben mußte.

„Immer wenn ich ihn so stehen sehe.“ sagte Kallies mit Wichtigkeit, „fällt mir sein Vater, der alte Tigel-Schulze ein; der stand auch immer so da, mit beiden Händen in den Hosentaschen, und war auch so ein schnackischer Kerl, und sah aus, als hätte er den Gottesbeinams beim Dreifart betrogen. Scharwenta, Du mußt ja den alten Tigel-Schulze auch noch gekannt haben.“

Scharwenta nickte; Kümmeritz aber, der eben eine neugestopfte Pfeife anrauchte, sprach in kurzen Pausen vor sich hin: „Tigel-Schulze? Soll mich das Wetter, wenn ich den Namen all mein Lebtage gehört habe. Und bin doch auch ein Hohen-Vieger Kind.“

„Das war, als Du bei den Soldaten warst, Kümmeritz. So um die achtziger Jahre. Nachher war Tigel-Schulze todt, wenn er überhaupt gestorben ist.“

Kümmeritz, der wenigstens einen Theil seines wendischen Aberglaubens bei den Soldaten gelassen hatte, schmunzelte vor sich hin und sagte dann: „Sahnepott, keine Dumtheiten. Immer raisonnable. Wer todt ist, ist todt. Spuken kann er; aber sterben muß er. Warum hieß er Tigel-Schulze?“

„Er hieß Schulze. Aber alle Welt nennt ihn Tigel-Schulze. Ich bin oft bei ihm gewesen, wenn ich ihm den Rübsen brachte. Immer baar Geld. Die Schwedter sagten: „Der hat gut bezahlet.“ Er stand dann hinterm Tisch, immer die Hände in den Hosentaschen, und sah einen so verflücht an, daß man ganz irre wurde. Aber nie kein Handel. Scharwenta, das mußt Du ja wissen.“

Scharwenta nickte wieder. Sahnepott fuhr fort: „Die Comptoirstube sah aus wie ein Gefängniß, hoch, weiß, und Eisenstangen am Fenster. Nichts war drin als drei Wandbretter, und auf den Brettern standen viele hundert Tiegel, große und kleine, irdene und thönerne, darum hieß er Tiegel-Schulze. Ein paar sahen schwarz aus und waren aus Kohle geschnitten.“

„War er denn ein Schmelzer, ein Goldmacher?“

„Das war er, und für den Schwedter Markgrafen hat er manchen blauen Klumpen ausgeschmolzen. Als aber der Markgraf dachte, er könnt' es nun selber und hätte Schulzen alles abgesehen, da wollt er ihn bei Seite schaffen, lud ihn aufs



Johann Melchior Dinglinger, der Meister des grünen Gewölbes.

Nach einem Kupferstich Wolfgang's aus dem Jahre 1722.

Schloß, suchte Streit mit ihm und feuerte die beiden Läufe seines Zuhler Doppelgewehrs auf ihn ab, die mit zwei goldenen Zwickeln geladen waren. Es waren solche, wie die polnischen Edelleute an ihren Röcken tragen. Tigel-Schulze aber lachte, fing die beiden Zwickel mit seiner Linken auf, denn er war eine Linkshänder, zeigte sie dem Markgrafen und sagte: „Die trag' ich nun zum Andenken an meinen gnädigen Herrn.“

Es war ersichtlich, daß Kallies, der jetzt volles Fahrwasser unterm Kiel hatte, den Zeitpunkt für gekommen hielt, sich über das Geschlecht der Tigel-Schulzen, über Naps, Goldmachen und die Undankbarkeit des Schwedter Markgrafen des weiteren ver-

breiten zu dürfen. Aber ehe es geschehen konnte, trat ein neuer Gast ein, der nun der Unterhaltung eine andere Wendung gab.

Der Neueintretende war der Müller Mießley, dem die Del- und Schneidemühle am Südennde des Dorfes zugehörte. Er war unter Mittelstatur, trug einen hellgrauen Rock und hatte in seinem Gesicht jenen eigenthümlichen Ausdruck, den man bei fast allen Landleuten findet, die innerhalb der religiösen Kontroverse stehen, Sektierer sind oder es werden wollen. Wo geistige Arbeit von Jugend an ihre Näge in das Antlitz schreibt, da ist der Sektiererzug nur ein Zug unter anderen

Jügen, einer unter vielen, in deren Gesamtheit er wie verloren gehen oder doch übersehen werden kann; bei Landleuten aber tritt er ganz unverkennbar hervor, und um so mehr, je weniger er die Herrschaft zu theilen hat. Dieser Sektirerzug, in dem sich Sinnlichkeit und Enttäugung, Hochmuth und Demuth mischen, lag auch in Müller Miesley ausgesprochen, der im übrigen ein gewissenhafter Mann war, auf Hausehre hielt und sich der besonderen Protection Dante Schorlemmers zu erfreuen hatte. Es konnte dies geschehen, ohne nach irgend einer Seite hin Aufstoß zu geben, da Miesley nicht eigentlich aus der Landeskirche ausgetreten war, vielmehr regelmäßig die Predigten Seidentopfs hörte und nur alle Vierteljahr einmal aus dem „tieferen Quell“ des Kandidaten Uhlenhorst schöpfte, wenn dieser, das Bruch und die Neumark bereisend, in Hohen-Sathen alle Kowentittler von diesseits und jenseits der Oder um sich versammelte. Das war denn freilich ein Fest- und Ehrentag. Alles ruhte, das beste Gespann kam aus dem Stall, und wenn die Wege grundlos gewesen wären, unser altlutherischer Müller hätte sich's zur ewigen Sünde gerechnet, das Manna verfaunt zu haben.

Miesley setzte sich links neben Kümmerig. Dieser, wohl wissend, daß jetzt ein geistlicher Diskurs unvermeidlich geworden sei, kam ihm zuvor und fragte: „Nun, Miesley, wie hat Euch heute die Predigt gefallen?“

„Gut, Kümmerig, von Herzen gut, trotzdem er nichts davon gesagt hat, daß uns an diesem Tage zu Bethlehem im jüdischen Lande das Heil geboren wurde. Noch weniger hat er von dem „eingeborenen Sohn Gottes“ gesprochen. Uhlenhorst würde den Kopf geschüttelt haben. Aber er hat gesprochen wie ein braver Mann. Ich kenn' ihn wohl, er hat ein preussisches Herz.“

„Und ein christliches dazu,“ riefen die anderen alle wie aus einem Munde.

„Er zertert nicht,“ nahm Kallies das Wort, „er verdammt nicht; er ist kein Pharisäer. Er hat die Demuth, Miesley, und das ist die Hauptsache.“

„Sahnepott hat recht,“ bekräftigte Kümmerig. „Da ist kein zweiter hier herum, der sich mit unserm Seidentopf messen könnte. Er hat nur einen Fehler, er ist zu gut und zu leichtgläubig, und sieht alles wie er es wünscht. Ueber der Aegypter Meer, so sagte er, seien die großen Wasser zusammen geschlagen, aber König Pharaos sitzt wieder in seiner Hauptstadt und spinn't die alten Fäden. Noch sind wir im Bündniß mit ihm, und der Himmel mag wissen, ob wir gnädig von ihm los kommen. Geb' uns Gott einen ehrlichen Krieg.“

„Den wirst Du haben, Kümmerig,“ warf hier Miesley ein, der sich trotz seines Lutherthums einen starken Glauben an Spuk- und Geistesgeschichten bewahrt hatte, „den wirst Du haben und wir alle mit Dir. Die Alt-Landsberger Mäher haben wieder gemäht, und jeder von Euch weiß, was das bedeutet. Sie haben sieben Tage gemäht, ehe der alte Friß in den Krieg zog, und die Stoppeln waren damals so roth, als ob es Blut regnet hätte. In diesem November haben sie wieder gemäht auf kahlem Felde.“

„Und von Sonnenuntergang her,“ rief Scharwenka dazwischen, „das will sagen, daß der Feind von Westen kommt. Wir werden die Franzosen wieder im Lande haben, neues, frisches Volk, mit all seinen alten Kniffen und Pfiffen, und wer eine Tochter im Hause hat, der mag sich vorsehen. Sie haben eine freche Art und die Weiber laufen ihnen nach.“

„Das sollen sie nicht,“ versicherte Miesley, „und wo sie's

thun, da falle die Schande auf uns. Wo böse Lust über Nacht in die Halme schießt, da lag von Anfang an eine schlechte Saat in den Herzen, wo aber Zucht ist und Sitte und Gebet, da hat der Böse keine Macht, auch wenn er sich in einen schlechten Franzosen verkleidet.“

Alle nickten zustimmend. „Aber,“ fuhr Müller Miesley fort, „sie sind doch ein Greuel, nicht weil sie leichtfertig sind, nein weil sie ein unheiliges Volk sind. Sie haben sich vermess'n, den ewigen Gott des Himmels und der Erde von Thron und Herrschaft abzuheben, und beinahe schlimmer noch, sie haben sich vermess'n, ihn wieder einzusetzen. Nun haben sie wieder einen Gott, aber er ist auch danach; es ist kein rechter Christengott, es ist bloß ein französischer Gott, ein ab- und eingezeigter. Sie kennen nur den Götzendienst ihres Kaisers, aber keinen Gottesdienst, und so oft ich all die Jahre über einen Franzosen in unseren Kirchen gesehen habe, so war es nur, um Unheil anzurichten.“

„Sie haben die Franzen von der Altardecke getrennt; sie haben die goldenen Stickerien ausgeschnitten; sie haben die Leuchter eingeschmolzen,“ riefen mehrere dazwischen.

„O, Sie haben Schlimmeres gethan, nicht hier, aber in unserer Nachbarschaft. Den Görlsdorfer Pastor, der das Kirchengut versteckt hatte, haben sie bis unter die Achselhöhlen eingegraben und sind erst in sich gegangen, als er sie bat, ihn todt zu schlagen, anstatt ihn zu martern. In Hohen-Zinow haben sie den Abendmahlswein getrunken und schlechte Lieder gesungen; dann haben sie den Altartisch aus der Kirche auf den Kirchhof getragen, haben ihre Teufelsbrödel in den Abendmahlsstiel gethan und haben genüßelt. In die Gruft sind sie hinabgestiegen und haben der jungverstorbenen Frau die seidenen Kleider abgerissen.“

„Das haben sie gethan,“ fiel jetzt Sahnepott mit Wichtigkeit ein, der wie alle schwachen Naturen eine Neigung zum Uebertrumpfen hatte, „aber in Hagenberg haben sie es hüben müssen, wenigstens einer. Die Hagenberger Gruft ist, was sie eine Mumiengruft nennen, es soll ihrer mehrere auf dem Hohen-Barnim geben. Die Franzosen nun, als sie die Särge aufbrachen, da sahen sie, daß die Todten unverweilt waren. Das gab ein Lachen. Da trugen sie den einen Sarg aus der Gruft in die Kirche, nahmen den Todten heraus, und da seine Arme beweglich waren, beschloßen sie ihn zu kreuzigen. Sie stellten ihn an die Altarwand und schlugen zwei Nägel durch seine Hände. Die eine Hand aber löste sich wieder ab und gab im Niederfallen dem einen der Missethäter einen Backenstreich. Das entsetzte ihn, daß er todt zu Boden stürzte.“

„Den hat Gott gerichtet,“ rief Miesley. „Und solch Schlag wird sie alle treffen, und müßten die Todten auferstehen.“

„Ehe aber Gott seine Wunder thut,“ so schloß Kümmerig das Gespräch, „sollen wir uns seiner Wunder würdig machen. Nicht wahr, Miesley? Wir sollen die Hände nicht in den Schoß legen. Die Alt-Landsberger Mäher haben gemäht; wenn der König ruft, wer von uns noch Kraft hat zu mähen, der mähe mit. Ich bin's entschlossen. Das letzte für Preußen und den König.“

Die Bauern standen auf und gingen nach entgegen gesetzten Richtungen hin die Vorgasse entlang. Nach Norden hin glühte ein rother Schein am Himmel auf.

„Ist das Feuer?“ fragte Krull.

„Nein,“ sagte Miesley, „es ist ein Nordlicht, der Himmel gibt keine Zeichen.“

(Fortsetzung folgt.)

Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1848—1850.

Nachdruck verboten.
Hef. 6. 11. VI. 70.

II

Wenn die neueste Zeit irgendetwas in das rechte Licht gestellt hat, so ist es vor allem die Thatfache, daß die Neugestaltung Preußens und Deutschlands durch die Haltung Rußlands bedingt war und daß deshalb alle Bestrebungen, so wohlgemeint sie auch sein mochten, als von Hause aus verfehlt bezeichnet werden mußten, insofern sie nicht mit diesem Factor

zu rechnen verstanden. Um Mißverständnisse zu vermeiden, will ich dabei die Bemerkung nicht unterlassen, daß Rußlands entscheidende Stellung schon damals weniger auf seiner hervorragenden militärischen Macht als vielmehr darauf beruhte, daß die übrigen europäischen Großmächte, Oesterreich und Frankreich nicht minder als England, zweifellos Gegner der Neugestaltung und Erstarkung Deutschlands waren und sein mußten, und

daß Rußland somit diejenige Großmacht war, welche als Mächtigste die Möglichkeit des Gelingens in Aussicht stellte, als Gegner aber den Widerspruch Europas zu einem unüberwindlichen machte.

Dies mag insbesondere allen denen gesagt sein, welche auch heute noch nicht müde geworden sind, das Wort „Ulmig“ gegen das Ministerium Brandenburg-Manteuffel als einen Bannspruch zu verwerthen und das Scheitern des deutschen Verfassungswerkes bis auf einen gewissen Punkt als das Resultat bösslicher Schwäche des letztgenannten Ministers darzustellen.

Eine derartige Kritik mochte zu jener Zeit, wo man Politik wie auf einer wüsten Insel trieb, wo man die Phrase als einen schöpferischen Act und ein Zweckes als die Blüthe des Patriotismus betrachtete, eine Entschuldigung finden; heute, wo man die Erfahrung hinter sich hat, daß die deutsche Frage nur „mit Blut und Eisen“ zu lösen war, und daß es der vollen militärischen Kraft des gesammten Deutschlands bedurfte, um dessen Neugestaltung gegen Frankreich sicher zu stellen, heute, wo man kaum noch darüber zweifelhaft sein kann, daß ein Veto Rußlands im geeigneten Momente sowohl die Bildung des norddeutschen Bundes als des deutschen Reiches zu hindern vermochte, heute sollte man es billig jenen Männern danken, welche Preußen vor einer abenteuerlichen Politik bewahrt und es dadurch ermöglicht haben, daß Preußen demnächst mit seinem alten Schwergewicht in die wirkliche Action einzutreten vermochte.

Dazu kam der eigenthümliche Nimbus, welcher zu jener Zeit die Person des Kaisers Nikolaus umgab, sowie die Festigkeit seines Charakters, der gegenüber jeder Versuch, ihn von seinem bisherigen Wege abzubringen, als unbedingt aussichtslos erschien. Für diese Charakteristika wird es nicht uninteressant sein, an die Antwort zu erinnern, welche Friedrich Wilhelm IV. am 23. März der von ihm empfangenen polnischen Deputation ertheilte. Es heißt darin: „Auf das Wort dieses Kaisers kann ich mich fest verlassen, denn sein Entschluß ist unerwiderlich und er ein Mann von eisernem Willen, von dem edelsten und festesten Charakter, der mächtigste, weiseste, der alleinige unter den Souveränen Europas, der seine Macht mit unerschütterlicher Kraft und Energie aufrecht zu erhalten weiß. Sein Wort ist ja, ja, nein, nein.“

Auch für Rußland hat es bekanntlich erst der Erfahrungen des Krimkrieges bedurft, um einen Wechsel der Politik in Europa zu ermöglichen.

Indeß in Preußen der Wahlkampf entbrannte, verblieb die Verfassungsmache in Frankfurt in ihrem bisherigen Gange und man muß noch heute beklagen, daß dabei so viel Wissen und Will, Geist und Patriotismus ohne reelle Frucht verpufft wurden.

Ich habe in jenen Tagen wiederholt Gelegenheit gehabt, die Ansichten maßgebender Personen über das Fortschreiten unserer Entwicklung zu vernehmen, doch waren es verhältnismäßig nur wenige, welche sich bereits wieder so weit ernüchert hatten, um mit benannten Zahlen zu rechnen. In der Mehrzahl behauptete noch immer diejenige Macht den Plan, mit welcher selbst die Götter vergebens zu kämpfen versuchen.

Se mehr die parlamentarischen Verhandlungen sich in die Länge zogen und sich lösend von den realen Parteien zu einem Fraktionsstreite innerhalb des Parlamentes selbst ausarteten und je weniger die Masse des Volkes hierbei für sich die gehoffte Befriedigung fand, um so mehr sank natürlich auch die Paulskirche-Versammlung in der allgemeinen Achtung, so daß auf der einen Seite die Regierungen sowie die Diplomaten bereits nach den Fleischtöpfen des verlassenen Bundestages zurückzusehen begannen, die fortgeschrittenen Elemente aber sich rüsteten, auf den Weg der Republik einzulenken und an die Entscheidung der Waffen zu appelliren, so lange sie noch hoffen durften, die Massen noch einmal mit sich fortzuziehen zu können. Unfähig, den französischen Zuständen auf den Grund zu schauen, gewährte diesen das factische Fortbestehen der Republik in Frankreich noch immer die trügerische Hoffnung, ihre Bestrebungen von dort aus unterstützt zu sehen, während man sich in Paris bereits anschickte, den Neffen des Onkels auf die erste Stufe des Kaiserthrones zu setzen.

Der Ausgangspunkt hierfür war bekanntlich der im Namen des Königs von Preußen durch den General v. Below mit den Dänen abgeschlossene Waffenstillstand von Malmö, welcher Seitens der Frankfurter Versammlung auf den Antrag Dahlmanns am 5. September zuerst verworfen und demnächst, als es weder Dahlmann noch dem Bayern v. Hermann gelingen wollte ein neues Ministerium zu bilden, welches sich getraute, den Krieg gegen Dänemark ohne Preußen fortzuführen, bei einer nochmaligen Abstimmung am 16. September im Widerspruch mit sich selbst dennoch acceptirt wurde.

Schon während der Debatte am 5. hatte Simon von Breslau eine Erhebung des Volkes angekündigt, „die alle vier und dreißig deutschen Throne ausrotten und insbesondere das preussische Gouvernement unter blutigen Zuständen vernichten würde“. Der Anfang sollte in Frankfurt selbst mit der Paulskirche gemacht werden, wo man die Versammlung in der Weise Cromwells zu „reignen“ und einen Convent allein aus der Asche zu bilden gedachte. Das Mißlingen des auf der Pfingstweide eingeleiteten Aufstandes ist bekannt. Man hob die revolutionären Vereine auf, erklärte die Stadt in Belagerungszustand, in Folge dessen mehrere der fühnsten Demokratenführer von dort verschwanden: Robert Blum und Fröbel nach Wien, Arnold Ruge und andere nach Berlin, in der Hoffnung hier bessere Anknüpfungspunkte zu finden. Zugleich erging dann unter dem 3. October von Berlin aus ein Aufruf des „Centralausschusses des demokratischen Deutschlands“, worin das Frankfurter Parlament als „mit Schmach beladen“ verworfen, im Namen der Volkssouveränität gegen sein Fortbestehen protestirt und ein allgemeiner Demokraten-Congress als Vorläufer des beabsichtigten Convents auf den 26. nach Berlin ausgeschrieben wurde. Die Excesse, welche sich hieran schlossen, der blutige Zusammenstoß zwischen Arbeitern und Bürgerwehr am 16., die Bedrohung der preussischen Nationalversammlung am 18., die Volksversammlung am 29. und selbst die Sturmpetition des Herrn D'Estier am 30. brachten zwar wieder viel Standal, doch waren auch hier Muth und Energie verhältnismäßig sehr gering. Man wartete auf den Sieg der Demokratie in Wien, wo der Sicherheits-Ausschuß und die Aula neben dem Ministerium und dem Reichstag herrschten; wo die Revolution, geschützt von Kossuth und unterstützt durch die ihm anhängende Partei in Ungarn, weitaus größere Dimensionen angenommen hatte und wo Robert Blum als kleiner Danton mit einer donnernden Rede in der Aula zum schonungslosen Morde aller „inneren Feinde“ in Wien selbst aufgefordert hatte. Glücklicher Weise war indeß auch hier der Mund größer als das Herz und bereits am 31. gelang es dem Fürsten Windischgrätz, die Revolution in Wien vollständig niederzuschlagen.

Der Rückschlag dieser Niederlage der Demokratie sowohl auf Berlin wie auf Frankfurt war selbstverständlich. Nicht allein daß sie in Preußen den Entschluß zeitigte, definitiv mit der preussischen Nationalversammlung zu brechen, sie veränderte auch von Grund aus und zwar je länger desto mehr die Stellung der deutschen Nationalversammlung sowohl in sich selbst als in ihrem Verhältniß zu den beiden mächtigsten deutschen Staaten Preußen und Oesterreich.

Oesterreich, dem es gelungen war, die mit ungleich größerer Energie auftretenden italienischen Einheitsbestrebungen zurückzudrängen, war keineswegs gewillt, sich ohne Weiteres aus Deutschland hinausvotiren zu lassen, zumal nachdem die Krone von dem Haupte Ferdinands auf das seines Neffen Franz Joseph übergegangen und der Fürst Felix Schwarzenberg zur Leitung der Geschäfte berufen war.

Nicht minder aber stemmte sich in Preußen sowohl die partikularistische als die monarchische Gesinnung je länger desto mehr dagegen, der Frankfurter Versammlung eine aus der vermeintlichen Volkssouveränität resultirende konstituirende Befugniß über die Vertretungen der einzelnen Staaten sowie über die Häupter der Fürsten hinweg zuzugestehen.

Wie lebendig dies Gefühl gerade in dem Könige von Preußen war, davon hatte er bereits am 15. August gelegentlich des Dombau-Festes in Köln Zeugniß abgelegt, indem er zu Herrn v. Gagern, welcher dort mit einer Parlaments-Depu-

tation erschienen war, die historischen Worte sprach: „Vergessen Sie nicht, daß es noch deutsche Fürsten gibt und daß ich einer davon bin.“ Nichts desto weniger vermochte die Frankfurter Versammlung sich nicht von ihrer Souveränitäts-Illusion zu trennen, ja es schien fast, als ob sie sich um so krampfhafter daran klammerte, je mehr sie den realen Boden unter ihren Füßen schwinden fühlte und nach dem ersten Rausche der Begeisterung die kalte und nüchterne Wirklichkeit ihr entgegentrat.

So sehr man sich deshalb auch bemühte, durch die Verathung der Grundrechte Zeit und wenn möglich auch die verlorenen Sympathien wiederzugewinnen, so sah man sich doch bald vor die Alternative gestellt, entweder, mit Ausnahme Oesterreichs, das ganze übrige Deutschland unter einem preussischen Kaiser zu vereinigen oder aber mit größeren oder geringeren Modifikationen zur alten Bundesverfassung zurückzukehren.

Obgleich Herr v. Gagern bereits während seiner Anwesenheit im November in Berlin bei seinen Unterredungen mit dem Könige nicht darüber in Zweifel gelassen war, daß der König die Kaiserkrone so wie sie geboten wurde, ablehnen werde, so ließ man sich in Frankfurt dadurch doch nicht abhalten, die Erledigung der Oberhauptfrage in der eingeschlagenen Richtung weiter zu bewegen. Man nahm an, daß ein fait accompli nach allen Seiten schwer genug wiegen würde, um eine demnachstige Zurückweisung als unthunlich erscheinen zu lassen. Außerdem fehlte es nicht an Personen, welche schlimmstenfalls auf eine gewisse Uneinigkeit in dem königlichen Hause von Preußen spekulirten, wie denn der damalige bayerische Minister v. Beisler sich nicht entblödete, öffentlich in der Kammer auszusprechen: „man sage zwar, der König von Preußen werde die Kaiserkrone nicht annehmen; aber das werde sich machen. Sind einmal die Vertreter Oesterreichs aus der Paulskirche verdrängt, dann wird man sehen, daß allenfalls das Haus Hohenzollern mehrere Prinzen habe.“ Wie jedermann wußte, war damit der damalige Prinz von Preußen gemeint und insofern hat der Herr v. Beisler allerdings richtig prophezeit. Freilich hat der Kaiser Wilhelm die Kaiserkrone demnächst aus anderen Händen angenommen.

Der Reichsverweier Erzherzog Johann, welcher von seinem Standpunkte aus verständiger Weise den Herrn v. Schmerling zum Reichsminister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt und von Wien aus die geheime Instruktion empfangen hatte, mit Rücksicht auf die Verwickelungen Oesterreichs in Italien und Ungarn zu temporisiren und die Centralgewalt wenn irgend möglich nicht in die Hände Preußens fallen zu lassen, unterstützte selbstverständlich die dem Herrn v. Gagern und seinem Anhang widerstrebende Partei, welche darauf den Namen der großdeutschen Partei annahm und der Gagerenschen oder preussischen als der sogenannten kleindeutschen mit einem Programme gegenüber trat, welches schon sehr wieder nach dem alten Bundesstage schmeckte und diesen nur dadurch zu verschönern verhiess, daß neben demselben eine Vertretung der deutschen Nation, ein Volkshaus, etablirt werden sollte.

Nichtsdestoweniger gelang es der preussischen oder kleindeutschen Partei Schritt vor Schritt, die österreichische oder großdeutsche zu majorisiren, obgleich der Fürst Schwarzenberg bereits im December dem Gagerenschen Programme gegenüber die bestimmte Erklärung abgegeben hatte, Oesterreich werde nicht dulden, weder daß man es vom deutschen Bunde ausschliesse, noch daß man seine deutschen Provinzen vom österreichischen Einheitsstaate trenne, um sie dem neuen deutschen Reiche einzuverleiben. Es wird hierbei nicht ohne Interesse sein, einen Blick auf die eigenthümliche, anscheinend sich widerprechende Komposition jener beiden sich gegenüberstehenden Parteien zu werfen. Unzweifelhaft würde es der Wahrheit nicht ganz entsprechen, wollte man die sogenannten großdeutschen Bestrebungen, wie dies damals vielfach geschah, lediglich auf egoistische Interessen sei es der Regierungen, sei es einzelner Personen zurückführen, denn wenigleich das Gros dieser Partei aus solchen Leuten bestand, welche wie die österreichischen Abgeordneten ihr specielles Vaterland in den Vordergrund stellten, sowie aus Katholiken, welche ein protestantisches Reichsoberhaupt zurückwiesen, so fanden sich darunter doch auch andere, deren Einheitsbedürfniß Kleindeutschland

nicht genügte, und die um deswillen nach einer Form suchten, welche das Verbleiben Oesterreichs in Deutschland ermöglichte. Ebenso war die kleindeutsche Partei aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt, aus Personen, denen, wie dem alten Vater Knudt, ihr eigenes Lied entgegengeungen wurde, und zu einem nicht geringen Theile aus Männern, die genau genommen gerade nicht allzu sehr für Preußen schwärmten, die aber um jeden Preis von der Misere der früheren deutschen Kleinstaaterlei erlöst sein wollten.

Begreiflicher Weise war auch Herr v.adowitz mit seinen direkten Verhandlungen in Wien nicht besonders glücklich. Oesterreich gestand zwar ein Volkshaus zu, beharrte aber im übrigen dabei, ein Direktorium der mächtigsten Bundesfürsten als Oberleitung (sieben Fürsten mit neun Stimmen) und eine Einteilung des gesammten deutschen Bundes in Kreise zu erlangen. In dieser einigermaßen zugespitzten Situation erschien dann plötzlich ein Mann auf der politischen Bühne in Berlin, welcher später zur Zeit des Krimkrieges noch einmal in einer ähnlichen Thätigkeit erblüht worden ist, nämlich Herr Bunsen, der damalige preussische Gesandte in London.

Ich glaube so weit unterrichtet zu sein, die Behauptung vertreten zu können, daß die Ankunft des Herrn Bunsen in Berlin mit der bald darauf in Frankfurt erfolgenden Abstimmung vom 19. Januar, in welcher sich die Paulskirche mit 258 gegen 211 Stimmen in der Oberhauptfrage für einen regierenden Fürsten entschied, in einer gewissen Wechselwirkung stand, und daß insbesondere das preussische Umlaufschreiben vom 23. Januar, in dem nachgewiesen wurde, daß der Großstaat Oesterreich als solcher nicht in den deutschen Bund passe und danach ein kleindeutscher Bund empfohlen wurde, auf seinen Einfluß zurückgeführt werden muß. Man schloß dies damals auch in weniger unterrichteten Kreisen aus dem eigenthümlichen Zusätze, daß von diesem engeren Bunde außer Oesterreich auch Luxemburg und Holslein mit Schleswig ausgeschlossen bleiben sollten, eine Clause, die man damals mit gutem Grunde auf Lord Palmerston zurückführte.

Gegen den ferneren Beschluß vom 25. Januar, nach welchem dem Oberhaupte des neuen Reiches der erbliche Kaisertitel verliehen werden sollte, legten dann außer Oesterreich auch die königreiche Verwahrung ein, doch gelang es später v. Gagern, die in Frankfurt amwehenden Volksräthe von sechs und zwanzig der kleinen und kleinsten deutschen Staaten für den preussischen Plan zu gewinnen.

Für den Unterrietheten war es indeß schon damals kein Zweifel, daß Oesterreich mit Bewußtheit und Konsequenz nach den alten Zuständen zurückstrebte und auch seinerseits nur temporisire, bis es nach Niederwerfung des Aufstandes in Italien und Ungarn in Deutschland wieder mit seiner ganzen Kraft auftreten könne. Um eine geordnete Behandlung der deutschen Provinzen Oesterreichs unmöglich zu machen, octroyirte Fürst Schwarzenberg bereits am 4. März eine neue Verfassung, in welcher die Einheit und Untheilbarkeit der österreichischen Monarchie ausgesprochen und dem Sonderthum aller seiner bisherigen nationalen Glieder ein Ende gemacht wurde und durchkreuzte selbst die Bestrebungen der großdeutschen Partei insofern, als er einer nach Olmütz gesandten Deputation derselben keinen Zweifel darüber ließ, daß Oesterreich Frankfurt überhaupt nicht stärken und dort keine Macht begründen helfen wolle, von der es irgendwie abhängig werden könne.

Die Unsicherheit, welche durch Herrn Bunsen wiederum in die preussischen Entschliesungen gebracht war, machte sich natürlich auch in Frankfurt fühlbar. Nur dadurch wird es erklärlich, daß die preussische Partei dajelbst, in sonst unbegreiflicher Verblendung, es verschmähte, nunmehr wenigstens über den einzuschlagenden Weg und die zu fassenden Beschlüsse eine volle Verständigung mit Preußen zu suchen. Man konnte sich des bisherigen Selbstgeföhls, Repräsentant der Souveränität der deutschen Nation und eine konstituierende Versammlung zu sein, nicht entäußern, und man gab sich außerdem der Illusion hin, daß es dem Vermittler aus London gelingen werde, das preussische Gouvernement auch noch zu weiteren Konzessionen zu bestimmen.

Melchior Dinglinger, der Meister des grünen Gewölbes in Dresden.

Nachdruck verboten.
Bd. 9. 11. / VI. 70.

Von Georg Hill.

(Mit Porträt auf S. 253.)

Das grüne Gewölbe zu Dresden hat schon frühzeitig den Ruf genossen, ein Aufbewahrungsort der kostbarsten und seltensten Kunstwerke zu sein. Es ist freilich darüber zu streiten und der Begriff sehr dehnbar, was man ehemals alles unter Kunstwerken verstanden wissen wollte — ein Perlenzwerg, ein im Kerker von einem Gefangenen gefertigtes Schnitzwerk, die mit tausenden von Schriftzügen bedeckte Oberfläche einer Kotosnuz, kurz viele Gegenstände, welche heute in die Rubrik der Kuriositäten verlegt werden, belegte der Eifer der Vorfahren sämtlich mit dem Namen von Kunstwerken.

Das grüne Gewölbe hat indessen jederzeit einen solchen Schatz von wirklichen Kunstarbeiten bebesen, daß diese allein schon genügend waren, um der Sammlung hohen Werth zu verleihen, unter dessen Bedeutung eine Menge des minder Kunstvollen total verschwand oder doch von jenem weit übertrug, als das, was es in der That war: als kuriose Beigabe angesehen wurde, bis es allmählich ganz aus der Menge des wahrhaft Schätzenswerthen verschwand.

Das grüne Gewölbe war ursprünglich nur eine jener Kunstammern, wie solche ehemals in jedem fürstlichen Schlosse zu treffen sein mochte, wo mehr oder weniger kostbare Gegenstände, häufig ohne jedes System, gesammelt wurden. So finden sich ja schon auf Schloß Ambras, in Prag unter Rudolf II, in Berlin unter Georg Wilhelm u. s. w. solche Kunstammern.

Kurfürst August (1553—86) hatte über seiner Wohnung im Schlosse zu Dresden eine ähnliche Sammlung angelegt, welche mathematische Instrumente, Bilder, Seltenheiten aller Art enthielt, daneben auch wirklich werthvolle Stücke, die heute noch in der Sammlung des grünen Gewölbes enthalten sind. Auch die vielfach vorhandenen, zum Theil sehr kostbaren Juwelen befanden sich in jener Kunstammer, und allmählich wurde dieser Privatshatz vermehrt, da es Sitte geworden, daß fürstliche Personen sich gegenseitig mit kostbaren Gefäßen, Kunstgegenständen und edlen Steinen an Namens- und Geburtstagen, zu Weihnachten und Neujahr beschenken.

Das Unterbringen dieser Schätze fand nach älteren Mittheilungen im Erdgeschosse der Wohnung des Kurfürsten, also wohl im Lokal des heutigen grünen Gewölbes statt, welches mit den Zimmern des hohen Besitzers durch eine geheime Treppe oder dergleichen in Verbindung stand. Die Kostbarkeiten der älteren Sammlung wurden diesem neuerworbenen Schätze einverleibt. Es lag in dem Charakter jener Zeit, daß die also aufgeschickerten Erwerbungen mit einem Schleier des Geheimnisses umgeben wurden. Dieser Zug findet sich mit geringen Ausnahmen fast bei allen Besitzern. „Geheime Kammer“, „secrete Kammer“, „Privatgewölbe“ oder „geschlossenes Gewölbe“, so wurden jene Orte benannt, welche die Wunderdinge bargen. Kurfürst Augusts Kammerer war der Verwalter der Schätze, und amtliche Verschwiegenheit lag ihm ob. So kam es denn, daß von dem Vorhandensein der werthvollen Gegenstände fast gar nichts bekannt gemacht wurde, oder — wenn irgend ein Begünstigter seine Blicke in die geschlossenen Räume werfen durfte — eine Menge von Liebertreibungen und Gerüchte in die Welt hinausposaunt wurden.

Schon im Jahre 1610, dann 1640, erhielt das grüne Gewölbe bedeutenden Zuwachs. Alte Inventarien geben Zeugniß dafür. Die Nachfolger Kurfürst Augusts sorgten sogar durch testamentarische Verfügung für die Mehrung der Schätze; Johann Georg II, selbst der kriegerische Johann Georg III haben die Sammlung ansehnlich bereichert. Was die Entstehung des Namens „grünes Gewölbe“ anbetrifft, so weichen die Ansichten auseinander. Nach den alten Plänen der Stadt Dresden, nach Zeichnungen des Schloßes und seiner Umgebung, ließen Gartenanlagen bis an die Thür des grünen Gewölbes, und jene zogen sich wieder zur damaligen Stadtbefestigung und zum grünen Thore. Nach anderen Mittheilungen soll die grüne Farbe, eine Wappenfarbe der sächsischen Rauten, die mit besonderer Vorliebe angewendet wurde, auch dem Lieblingswerke

der erlauchten Besitzer — dem Königsgewölbe — seinen Beinamen: des grünen verliehen haben, denn ehemals standen die hervorragendsten Gegenstände der Sammlung in grünangelegenen Schränken oder auf grünbehangenen Tafeln.

Das Gewölbe verdankt seine heutige, überaus prächtige und künstlerische Einrichtung, die ganze Ordnung der bedeutend vermehrten Sammlung, die Sichtung derselben von dem schon oben erwähnten — künstlichen, kuriose und lediglich sonderlichen Tand — der Munificenz, Prachtliebe und dem Kunstgeschmacke Augusts II, des Starcken, Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen. Eine Feuersbrunst, welche im Schlosse ausbrach und bis in die Nähe der ehemaligen Kunstammer drang, brachte die Kostbarkeiten in Gefahr. Der König ließ deshalb die Sammlung, welche in Folge ihrer schleunigen Rettung ziemlich wild durcheinander lag, ordnen und die größten und schönsten Kunstarbeiten derselben in den erweiterten Räumen des grünen Gewölbes aufstellen, dieselben auch so reich und geschmackvoll verzieren, wie wir sie heute noch vorfinden.

Die namhafteste Bereicherung unter Augusts Nachfolgern fand im Jahre 1832 statt, wo nach Auflösung der im Zwinger befindlichen Sammlung wohl 500 Stücke in das grüne Gewölbe abgegeben wurden, aus denen die besten einen Platz in dem Gewölbe fanden, welches in seiner heiteren Pracht, in dem künstlerischen Reichthum, der sich vor den Blicken des Beschauers entfaltet, einen unbeschreiblich wohlthuenden und anregenden Eindruck macht. Selbst die Gegenstände, welche die Kunstwerke tragen: Tische, Konsolen u. s. sind an sich schon von künstlerischem Werthe. Einzelheit ist das Gewölbe in acht verschiedene Räume: 1) Bronzen, 2) Elfenbein, 3) Mosaiken, Korallen- und Bernsteinarbeiten u. s., 4) Gefäße in Silber, Gold, Rubinglas von Kunst, 5) Gefäße aus edlen Steinarten, Kristallarbeiten, Holzbildnerien, 6) Kleinoden, Perlen, 7) die polnischen Königsinsignien, 8) die Dinglingerischen Kabinetstücke, kostbare Waffen, der Juwelenschatz.

Es kann selbstverständlich hier nicht eine Beschreibung der Kunstwerke auch nur annähernd versucht werden, der Raum verbietet das schon ohnehin, außerdem dürfte es unter der Masse von Besuchern Dresdens wohl kaum einen geben, dem die Kunstwerke des Gewölbes nicht durch eigene Anschauung bekannt geworden wären. Hier sei nur des deutschen Künstlers gedacht, dessen prächtige Werke eine Hauptzierde des Schatzhauses bilden: Johann Melchior Dinglinger. Seine Erzeugnisse, die sich in dem achten Zimmer befinden, haben ihm mit Recht den Beinamen „Meister des grünen Gewölbes“ erworben; denn unter all den vielen Schönheiten leuchten seine Arbeiten besonders hervor.

Johann Melchior Dinglinger wurde am 24. Dezember 1664 zu Vöberach in Schwaben, unweit Ulm geboren. Er bildete sich als Goldarbeiter in Frankreich aus. Auf seiner Heimkehr in das Vaterland kam er nach Dresden. Hier fesselte ihn die Liebe zu der schönen Tochter eines Zünngesverwandten. Er ward 1693 in die Zunft der Goldschmiede zu Dresden aufgenommen. Zwei seiner Brüder folgten ihm nach Sachsen. Mit ihnen hat er verschiedene Arbeiten gefertigt. Der jüngere dieser Brüder, Georg Christoph, war Goldarbeiter, der andere, Georg Friedrich, einer der vorzüglichsten Emailleurs.

Dieser letztere starb 1772. Er hatte unter Noed in Paris studirt und war 1770 als Hofemailleur in die Dienste Augusts II getreten. Von ihm sind außer seinem selbstgemalten Porträt, 5 Porträts des Königs August II, sowie viele andere Bildnisse in Email vorhanden. Sein vorzüglichstes Werk ist die Madonna im grünen Gewölbe zu Dresden, nach einem Gemälde von Manodi (1 1/2 Elle hoch, 1 Elle breit) wohl zu den schönsten Erzeugnissen der Emailmalerei gehörig.

Von Johann Melchior sind 5 Porträts gefertigt worden, so durch Besne, Manodi und Kupecky. Ebenso oft sind jene Porträts in Kupfer gestochen worden. Auch Lavater hat in

seinen „Phyfiognomifchen Fragmenten“ zwei Umriffe von Dinglingers Porträt geliefert.

Dinglingers Werke bilden eine Epoche in der Kunst. Sie enthalten nicht eine mehr oder minder zahlreiche Zusammenstellung von einzelnen Figuren oder Ornamenten, fondern find die Träger von Ideen. Dinglingers vortrefflich geordnete Gruppen stehen unter einander im Zusammenhange, es liegt ein poetifches Geheimniß, ein tieferer Sinn in feinen Werken, als ihn die nur elegante oder reiche Form erzeugen kann.

Nicht felten geht der Künstler wohl in die Details allzu fehr hinein und die übergroße Sorgfalt, die er für kleine Gefalten verwendet, hat ihm zuweilen den Vorwurf der Künftelei eingetragen. Indeffen finden fich fo viele mit großartigem Wurf und künstlerifchem Schwunge gearbeitete Werke, daß jene Ausstellungen von feinem Belang fein können.

Dinglinger nähert fich nicht nur Benvenuto Cellini, er kommt ihm in vieler Hinficht gleich. Wie der berühmte Italiener hat auch Dinglinger die Kunst mit der Natur zu verbinden gefucht. Prachtige Steinarten erfeinen in Gold gefaßt, köftliche Formen umgeben einen feltamen Auswuchs des Gesteins oder fchmiegen fich dergestalt der natürlichen Bildung an, daß fie mit demfelben verwachsen erfeinen. Bei allem fcheint, auch der Idee nach, eins aus dem andern hervorgegangen zu fein.

Von den größeren Meifterftücken des Künstlers gedenken wir des Dianenbades, der berühmten Calcendonfchale. Es ift diefelbe, von welcher fich eine Abbildung in unferer trefflichen Illuftration befindet. Sie ift in diefer dem Meifter in die Hand gegeben. Die Schale fcheint Waſſer zu enthalten — ein für die Idee des Künstlers glücklicher Umftand hat in dem Steine Adern entftehen laffen, welche Waſſerſtreifen täufchend ähnlich fehen. Die Göttin Diana ift aus Eifenbein gebildet, rings um fie her zeigen fich ihre Attribute. Ein Hirfchtopf von vollendeter Arbeit trägt die Schale. Hier offenbart fich des Meifters Art — feinen Werken einen verborgenen Sinn, einen mythifchen Zusammenhang zu geben. Der Hirfchtopf ift zweifelsohne die Anspielung auf Aktäons Strafe. Von den Kennern werden die Gefalten der Hunde, namentlich der fchwarz emailirte befonders gefchätzt. Die Jaspifchale, welche das Ei des fabelhaften Vogels Kok oder Kofh darftellt, ift gleichfalls eines der berühmten Stücke des Meifters. Die Zufchalen in Gold bilden die Geftalt des Vogelungeheuers, das gewiffermaßen das Ei in feinem Leibe birgt. Auf dem Rücken trägt Kok die liegende Geftalt einer Prinzefsin, welche einen gekrönten Wappenfchild in der Hand hält, auf deffen Fläche fich die Initialen des königlichen Namens befinden.

Zu den umfangreichften Werken Dinglingers gehören drei Stücke, denen man ehemals das Prädikat „wunderbar“ beizulegen pflegte. Sie find allerdings bewundernswerth in der Ausführung. Eines derfelben ift der fogenannte Obeliscus angustalis von drei und einer halben Elle Höhe, in welcher gegen 240 Cameen und fonftige gefchnittene Steine eingelaffen find, zu denen unter anderen der in Relief auf rothen Jaspis gearbeitete, drei Zoll hohe Periffes und das Porträt Augufts II gehören. Ein anderes noch bekannteres Kunftwert ift der Thron und Hofhalt des Großmoguls Aureg Jayb. Die Darftellung zeigt den auf feinem Throne fitzenden Mogul, den Generale,

Minifter und Höflinge, die Leibwache und anderes Gefolge umgeben. Diefe Gefalten befinden fich innerhalb dreier, durch Gebäude gebildeter Höfe. Die Maffe der Ornamente, Architekturftüde und fonftigen Details ift nicht zu befchreiben, nur die Selbftanfchauung kann hier den rechten Begriff von der Arbeit verfhaffen, welche der Künstler verwendete. 132 goldene emailirte Figuren, welche einen trefflichen Ausdruck in Gefalten und Gefichtern zeigen, enthält diefes Kunftwert.

Nach den beftehenden Ueberlieferungen hat Dinglinger mit feinem Sohne und 14 Gehilfen von 1701—1708 an dem Werke gearbeitet und dafür die Summe von 58,485 Thalern erhalten.

Ein drittes umfangreiches Kabinettftück ift der „Tempel des Apis“, eine Darftellung der ägyptifchen Mythologie. Die ganze Ausstattung ift eine der reichften und die Zahl der in dem Werk angebrachten Edelſteine fehr bedeutend. Nachbildungen von fogen. Abragesſteinen zeugen von der großen Begabung des Künstlers, fich die alten Formen und Manieren meifterhaft anzueignen. Doch wir müffen es uns verſagen, eine Aufzählung und felbft nur flüchtige Beſchreibung der übrigen Arbeiten Dinglingers, welche das grüne Gewölbe birgt, zu unternehmen, auch wollen fie betrachtet fein, da der Hauptreiz in der Anordnung der Ornamente und Figuren liegt.

Hier noch einiges über den Künstler. Dinglinger ftarb zu Dresden 1731. Er war fünf Mal verheiratet und überlebte feine fünf Frauen, von denen er 23 Kinder befaß. Der König hatte ihn zum geheimen Kämmerer ernannt. Als der berühmte feiner Söhne gilt Johann Friedrich Dinglinger, ein Meifter in der Kunst des Emailirens, geboren 1702 zu Dresden und daſelbſt 1767 geftorben. Er kam dem Vater bezüglich der Fertigkeit ziemlich gleich, befaß aber die Erfindungsgabe deſſelben nicht. Eine Tochter Johann Friedrichs, Sophie Friederike, eine Schülerin Defers, zeichnete fich als Miniaturmalerin aus.

Dinglinger befand fich in glänzenden pekuniären Verhältniffen. Er befaß ein Haus in der ehemaligen Frauengaffe zu Dresden, welches durch feine Eigenthümlichkeit der inneren Einrichtung berühmt war. Es zeigte ftatt des Daches eine Plattform, in deren Mitte eine große metallene Feuerſpritze ftand, die alle nächftliegenden Häufer im Nothfalle mit Waſſer überſchütten konnte. Damit in Verbindung ftand eine auf dem Hofe angelegte Maſchine, deren Druck nicht nur die auf dem Altan hergerichtete Ciſterne mit Waſſer füllte, fondern daſſelbe auch in jedes Stockwerk des Hauſes trieb.

Außerdem hatte ein äußerst geſchickter Techniker, Andreas Gärtner, in dem Hauſe eine fehrreiche Vorrichtung angebracht. Sie beftand aus zwei Stangen, welche mit verſchiedenen Windfängen in Verbindung ftanden, die wiederum eine Fahne trugen, deren Bewegungen die Stärke und Beſchaffenheit des Windes auf zwei große metallene Tafeln verzeichneten.

Hiſtoriſch merkwürdig ward das Haus dadurch, daß 1711 Zar Peter der Große daſelbſt als Gaſt Dinglingers wohnte. Als Peter Dresden verließ, nahm er die erwähnte Fahne, ſowie ein Modell des Hauſes als Andenken mit ſich nach Petersburg. Bei dem Bombardement Dresdens 1760 brannte das Haus ab. Auf der Brandſtelle wurde ſpäter ein dem Kaufmann Klepperbein gehöriges Gebäude aufgeführt.

Zuk Nu, des Bettlerkönigs Tochter.

(Eine chineſiſche Novelle.)

Kaſchmir verboten.
Hft. v. II. VI. 70.

Vorliegende Novelle, welche im Originaltext auf einer langen, um ein hölzernes Stäbchen gewickelten Papierrolle, die von rechts nach links geleſen wurde, ihren Platz hatte, ift über zweitaufend Jahre alt. Sie ift im Jahre 200 vor unſerer Zeitrechnung geſchrieben. Die „wunderbare Begebenheit“, von der ſie handelt und von der ja — nach Goethe — jede echte Novelle handeln ſoll, gibt aufs neue den Beweis, daß ſich das ruhige nüchterne Volk der Chineſen beſonders im Erzählten rührender und außergewöhnlicher Ereigniſſe gefaßt. Ohne zu

*) Für das Daheim überſetzt.

ſo märchenhafter Höhe aufzuſteigen, wie manche ähnliche, gibt uns dieſe Geſchichte zugleich ein Bild des täglichen Lebens, welches ſich von vor zweitaufend Jahren bis jetzt im himmliſchen Reiche faſt gar nicht geändert hat. Die Bettlerkünſte, wie alle andern in der Erzählung erwähnten Lebensſitten beſehen noch heute. Möchte das kleine Kurioſum der Literatur, welches zu Hauje bei ſich noch nicht veraltet iſt und vielleicht noch manche hübsche Tai-Zu und Pao-Chai zu Thränen rührt, auch einem deutſchen Leſerkreife gefallen!

* * *

Zur Zeit der alten Sungdynastie war im Distrikte Lin An, obgleich derselbe bevölkert und fruchtbar ist, die Anzahl derjenigen, welche ihr Leben erbettelten, nicht klein. Einer von jedem Bettlergeschlecht wurde aber zu deren Häuptling ernannt, führte den Beinamen Twan-toh, d. h. „Rundkopf“ und herrschte über die anderen. Alles, was diese sich durch den Bettel erwarben, händigten sie ihm ein, und dafür gab ihnen der Häuptling in der Schnee- und Regenzeit, wenn sie ihrem Erwerbe nicht nachgehen konnten, Nahrung und Kleider. Die Bettler waren sehr gehorsam und aufmerksam ihrem Häuptling gegenüber und wagten es niemals, sich ihm zu widersetzen.

Einige dieser Häuptlinge, indem sie das ihnen dargebrachte Geld fortwährend sparten, anstatt es wie andere zu verschwenden und zu verspielen, wurden vermögende Leute. Sie lebten von ihrem Einkommen und dachten nicht daran, sich anderweit zu beschäftigen. Diese Bettlerkönige wurden aber nicht als sehr anständige Leute betrachtet und mochten sie Land und Leute besitzen, so ordnete man sie doch den Familien gewöhnlicher Leute unter. Keiner, außer denen von ihrem eigenen Geschlecht bezogte ihnen Achtung.

In der Stadt Hang-Chau lebte ein Bettlerhäuptling, ein „Rundkopf“, Namens Kim Laon Ta, dem diese Stellung von sieben Generationen überliefert worden war. Seine Lebensweise ließ nichts zu wünschen übrig. Er bewohnte ein hübsches Haus, hatte einen gepflegten Garten und wohlbestellte Felder, trug reiche Kleidung und aß ausgewählte Speisen. Dazu waren seine Vorrathskammern wohl gefüllt, sein Säckel ebenso, und er hielt sowohl männliche als weibliche Dienstboten.

Als er sich nun für genügend begütert hielt, wünschte er aufzuhören, mit den Bettlern zu verkehren, und beschloß, sein Amt an einen Verwandten, Namens Kim Lac Choo, d. h. „Kim der Ausfähige“ abzugeben. Obgleich er dieses ausführte, nannten ihn die Nachbarn aber doch stets „Rundkopf“, und er behielt diesen Namen sein Leben lang.

Kim Laon Ta war fünfzig Jahre alt, hatte seine Frau früh verloren und besaß keinen Sohn. Er hatte jedoch eine Tochter, Namens Jut Ku, welche eine vollendete Schönheit war. Ihr Vater liebte sie wie ein kostbares Juwel und lehrte sie in ihrer Kindheit die Schrift, so daß sie im Alter von fünfzehn bis sechzehn Jahren vollendete Kenntnisse in der Literatur besaß und auch selbst mit Leichtigkeit ihre Gedanken schriftlich aufsetzen konnte. Außerdem war sie ausgebildet in allen weiblichen Arbeiten, spielte die Laute und Harfe und war wirklich in jeder Beziehung klug.

Kim Laon Ta dachte, sich auf seiner Tochter Schönheit und Talente verlassen, sie an einen Staatsgelehrten zu verheirathen. Aber obgleich mehrere alte und gute Familien gern dieses Mädchen durch eine Heirath an sich geschnipft hätten, so war es doch keine leichte Sache, dieses auszuführen, da sie in einer Bettlerkönigsfamilie geboren war. Aus diesem Grunde ließ keine von ihnen um sie werben. Und was Leute aus mittlerem Stande anbetraf, so wollte Kim Laon Ta nichts von ihnen hören. So wurde seine Tochter 18 Jahre alt, ohne jemals verlobt gewesen zu sein.

Eines Tages kam ein alter Nachbar und erzählte ihm, daß in Ta Ping Koon ein junger Mann, Namens Mo Ki lebe, der jetzt zwanzig Jahre alt wäre, außerordentliche Talente besäße und ein vollendeter Schriftgelehrter sei. Da seine Eltern in seiner Kindheit gestorben waren und er arm sei, wäre er aber noch nicht verheirathet.

Sobald er nun ein gewisses Examen bestanden habe, würde er eine Anstellung erhalten und wünnie sich dann mit einer reichen Familie durch Heirath zu verbinden.

„Da nun“, schloß der Nachbar, „dieser Jüngling eine passende Partie für Deine Tochter wäre, warum nicht ihn auffordern, Dein Schwiegerjohn zu werden?“

Kim Laon Ta antwortete ihm darauf: „Ich werde Dich, mein Freund, bemühen, in dieser Angelegenheit für mich zu handeln, wenn Du nichts dawider hast.“

Der alte Nachbar ließ sich alles genau sagen, verfügte sich nach Ta Ping Koon und nachdem er Mo Ki aufgesucht hatte, erwähnte er seinen Auftrag an ihn und sprach:

„In Wahrheit ich habe nicht die Absicht, Euch im Unklaren zu lassen. Kim Laon Tas Voretern waren Bettlerhäuptlinge. Aber seit langer Zeit vermallete er selbst dieses Amt nicht mehr. Er ist sehr zärtlich gegen seine Tochter und ein reicher Mann. Wenn Ihr, Herr Studiosus, dieses Anerbieten also nicht verchmähnt und zurückweist, so bin ich im Stande, die ganze Sache in Ordnung zu bringen.“

Obgleich Mo Ki als Antwort zu diesem Vorschlag nicht ein Wort von sich gab, so dachte er doch bei sich selbst:

„Ich besitze jetzt nicht einmal Genügendes, um mich zu kleiden und zu essen. Weshalb sollte ich mich daher nicht herablassen, in diese Familie einzutreten, die mir mein Auskommen zusichert? Ich kümmere mich nicht darum, ob man mich auslacht.“

Nachdem er eine kurze Zeit geschwiegen hatte, antwortete er dem Alten: „Was Du sagst, gefällt mir ganz gut. Aber ich bin arm und daher nicht im Besitz von Brautgeschenken. Was ist zu thun?“

Der andere antwortete: „Wenn Ihr wirklich einwilligen wollt, so habt Ihr es nicht nöthig, irgend eine Ausgabe zu machen, nicht einmal einen Bogen Papier. Ich will alles beschaffen, was nöthig ist.“

Der alte Mann lehrte dann zurück, und nachdem beide Theile eingewilligt hatten, wurde ein glücklicher Tag für die Feier gewählt, und Kim sandte Mo Ki neue Kleider. Die Hochzeit fand statt.

Mo Ki, als er sah, daß Jut Ku begabt und schön war, und bedenkend, daß er nicht einen Pfenning auszugeben gehabt hatte, sondern mühelos eine schöne Frau und ein beglückliches Leben erworben hatte, freute sich sehr, und seine Freunde und Bekannten, wohl wissend, wie jämmerlich arm Mo Ki gewesen war, lachten nicht einmal über seine Heirath.

Als ein Monat nach der Hochzeit verflossen war, bereitete Kim ein großes Fest und beauftragte seinen Schwiegerjohn, alle seine Freunde und Studiengenossen dazu einzuladen. Er selbst aber bat keinen von seiner Familie.

Nachdem sie sechs bis sieben Tage im Jubel verbracht hatten, ward sein Verwandter, Kim der Ausfähige, zornig und dachte bei sich selbst: „Er ist ein Rundkopf und ich bin einer. Wenn er auch jetzt einiges Vermögen besitzt, so waren unsere Vorfahren doch die Gleichen, also ist er nicht mehr als ich. Bei Gelegenheit der Hochzeit meiner Nichte Jut Ku hätte er mich einladen sollen, an der Beglückwünschung Theil zu nehmen. Denn obgleich Kims Schwiegerjohn ein Subdirt ist, so hat er doch noch keine Staatsanstellung. Ich aber bin sein Verwandter und hätte als solcher geehrt und berücksichtigt werden sollen. Ich werde nun gehen und sehen, ob ich nichts thun kann, um sie zu ärgern und sie zu lehren, nicht so hochmüthig zu sein.“

Er sammelte darauf fünfzig bis sechzig Bettler zu sich und nahm sie mit nach dem Hause von Kim Laon Ta. Dieser, der den Lärm schon von ferne hörte, öffnete die Thüre, um dessen Ursache zu erfahren, und sah, daß Kim der Ausfähige mit einer ganzen Herde Bettler gekommen war, die sich alle ins Haus drängten und den Saal betraten. Kim der Ausfähige ließ sich auf eine Matte nieder und beschäftigte sich damit, die Speisen, die vor ihm standen zu verzehren. Dabei sagte er: „Weilt Euch, den Bräutigam, meinen Neffen und die Braut, meine Nichte, herbeizurufen, auf daß sie ihrem Otel die gebührende Ehrfurcht bezeugen können.“

Als die Gäste diesen Anspruch hörten, eilten sie alle mit Mo Ki zusammen fort und versteckten sich.

Kim Laon Ta wußte sich nicht zu helfen. Er konnte nur immer wiederholen: Die Gesellschaft, die ihr hier sandet, war von meinem Schwiegerjohn eingeladen und ging Euch nichts an. An einem anderen Tage könnt Ihr kommen, um ein Gläschen Wein mit uns zu trinken und die Zeit mit uns zu verplaudern.“ Darauf nahm er Geld und vertheilte es unter die Bettler, nahm auch einige große Krüge guten Weines und viele lebendige Hühner und Enten und bat sie, ein Fest davon im Hause Kims des Ausfähigen zu halten. Aber sie wollten nichts davon hören und verließen das Haus nicht vor später

Nacht. Zu Nu weinte auf ihrem Zimmer vor Kummer, Mo Ki aber verbrachte die Nacht bei einem Freunde.

Am andern Morgen, als Mo Ki zurückkehrte, sah Kim Laon Ta, daß sein Schwiegerjohn ihn mit Verachtung betrachtete und schämte sich. Mo Ki, der einjah, daß was vorgefallen war, nicht mehr zu ändern sei, obgleich es ihn durchaus nicht erfreute, sagte kein Wort.

Zu Nu aber, betrübt über den Mangel an Anständigkeit in ihrer Familie, beschloß, ihren Mann aufs neue zum Studium zu ermahnen. Sie schenkte keine Kosten, um ihm solches zu erleichtern. Sie kaufte Bücher in Massen, lud gelehrte Leute ins Haus, um mit ihm zu verkehren, und bestach sogar viele, auf daß sie mit Lob von ihm sprächen.

Mo Ki's Talente wurden durch sein Studium vervollkommen, sein Ruf nahm täglich zu und als er dreiundzwanzig Jahre alt war, meldete er sich zum Staatsexamen und gewann einen hohen Grad. Nach dem kaiserlichen Fest bestieg er, noch mit seinen gestickten Kleidern geschmückt, sein Pferd und ritt heim nach seines Schwiegervaters Haus. Alle Leute, denen er begegnete, sagten: „Das ist Kims des Hundkopfs Schwiegerjohn. Seht, er ist jetzt ein großer Mann.“

Mo Ki ärgerte sich, mußte es aber ruhig ertragen. Als er Kim Laon Ta fand, war er äußerlich sehr höflich, im Herzen aber zornig und dachte bei sich selbst: „Wenn ich vorausgesehen hätte, daß ich diesen ehrenhaften und einträglichen Posten erhalten würde, wäre ich niemals der Schwiegerjohn eines anderen Mannes geworden, als wie eines von adeligem Range. Aber wehe! Jetzt muß ich mich vor einem alten Bettlerkönig neigen und ihn Schwiegervater nennen. Werde ich jetzt nicht bis an mein Lebensende nur einem zerbrochenen Schmutzstück gleichen? Sollte ich aber ein Kind erhalten, so würde es der Entel eines Hundkopfes sein und das Nachziel für alle.“

Hierüber grübelnd, ward er zerstreut, und Zu Nu redete ihn mehrere Male an, ohne daß er antwortete, also dachte sie bei sich selbst: „Nun mein Mann Ehre und Reichthum erlangt hat, hat er die Zeit schon vergessen, wo er arm und aussichtslos war und bedenklich nicht die viele Freundschaft und Hilfe, die er von meinem Vater empfangen hat. Dies läßt mich fürchten, daß es nicht gut um sein Herz steht.“

In kurzer Zeit bekam Mo Ki eine Anstellung als Richter in Woo-Wei-Kuen und sein Schwiegervater gab ihm ein Abschiedsfest, ehe er dorthin ging. Bei diesem aber wagten es die Bettler nicht, ins Haus zu kommen und zu stören.

Der Weg von Lim Nu nach Woo-Wei-Kuen ist zu Wasser. Mo Ki schiffte sich also, von seiner Frau begleitet, ein und trat die Reise auf seinen Posten an.

Nach einigen Tagen der Reise kamen sie nach Chae Zu Kiang, und das Boot ankerte an der Nordseite des Flusses.

In jener Nacht schien der Mond so hell, als ob es Tag sei. Mo Ki legte sich nieder, fand es aber unmöglich zu schlafen. Er stand daher auf, zog sich an und ging an Deck, wo er sich hinsetzte und den Mond anjah.

Alles war still. Kein Mensch war zu sehen, und Mo Ki begann abermals, über seine Verbindung mit den Hundköpfen die ihn tief verletzte, zu grübeln.

Pötzlich stieg der böse Gedanke in seinem Herzen auf, daß, wenn seine jetzige Frau todt wäre, er frei sein würde, in eine andere Familie hinein zu heirathen, und so die Unehre zu vernichten, die ihm sonst bis ans Lebensende anhängen würde.

Sein Entschluß war rasch gefaßt. Er ging nach der Kajüte und rief Zu Nu zu, aufzustehen und mit ihm den schönen Mond anzusehen.

Sie schlief. Mo Ki wiederholte sein Aufsen, bis er sie aufweckte, und da sie ungern dem Wunsche ihres Mannes nicht gefolgt wäre, zog sie sich an und ging mit ihm bis an das Vordertheil des Schiffes.

Mo Ki führte nun seinen Vorsatz aus. Pötzlich zog er sie an den Rand des Schiffes und stieß sie ins Wasser.

Mo Ki befahl darauf augenblicklich der Mannschaft, das Boot fahrfertig zu machen und versprach ihnen gute Belohnung, wenn sie rasch weiter führen. Die Leute verstanden zwar den Grund dieses Befehls nicht, brauchten aber ihre langen

Stangen und Ruder, bis sie, nachdem sie zehn Meilen zurückgelegt hatten, aufs neue ankerten.

Nun sagte ihnen Mo Ki, daß seine Frau, indem sie den Mond anjah, ins Wasser gefallen sei, und daß er sein bestes gethan hätte, um sie zu retten, aber umsonst. Darauf gab er ihnen drei Taels Silber.

Obgleich sie Verdacht hatten, wagte doch keiner der Bootskleute ein Wort zu sagen. Die wenigen Dienerinnen aber, die Zu Nu mit sich genommen hatte, erfuhren nur, daß ihre Herrin ertrunken sei, und konnten nichts thun als weinen und die Hände ringen.

Der Leser wird ohne Zweifel finden, daß dies eine sehr schlechte und berechnete That Mo Ki's war.

Nun traf es sich, daß der Gouverneur, Namens Hu-Tih-Hau, auch auf seinem Wege nach seinem neuen Posten war, zur selben Zeit wie Mo Ki, und daß sein Boot auch auf der Nordseite vom Chae Zu Kiang ankerte. Gerade nachdem Mo Ki sein Weib ins Wasser gestoßen hatte, hatten Hu-Tih-Hau und seine Gattin ihr Fenster geöffnet, um den Mond zu bewundern und vergnügten sich bei einem Glase Wein. Ehe sie sich nun niederlegten, wurden sie überrascht, Weinen zu hören und erkannten, daß es eine Frauenstimme sei. Es klang sehr wehmüthig und weckte ihr Mitleiden, so daß Hu-Tih-Hau den Bootskleuten sagte, ihn hinzuschaffen, wo man die Stimme höre, damit er sehen möge, was es sei. Er fand eine Frau ganz allein am Ufer sitzen und nahm sie gleich mit sich an Bord. Als er sie ansah, erfuhr er, daß sie die Frau des Richters von Woo-Wei-Kuen sei.

Zu Nu hatte, als sie zuerst ins Wasser fiel, alle Hoffnung verloren und sich darin ergeben zu sterben. Pötzlich sah sie aber eine Kiste dicht bei sich im Wasser schwimmen, und indem sie sich daran festhielt, wurde sie stromabwärts getrieben. Dem Ufer nahe gebracht, wurde es ihr möglich, dorthin zu gelangen. Aber als sie die Uferböschung hinaufgesteuert war, sah sie nichts als den Fluß, ein weites Wasserfeld und ihres Mannes Schiff schon den Augen entchwunden. Es wurde ihr nun klar, daß Mo Ki, nachdem er ein großer Mann geworden, die Absicht gehabt hatte, sich ihrer zu entledigen, damit er eine bessere Weirath eingehen könne. Und war sie auch dem Ertrinken entronnen, so war doch kein Ort nahe, in dem sie Obdach und Beihülfe finden konnte. Diese traurigen Gedanken machten sie so bitterlich weinen, und als Hu sie forschend nach allem fragte, gab sie ihm genaue Auskunft über ihr ganzes Leben. Als ihre Erzählung beendet war, weinte sie, ohne aufzuhören.

Hu und seine Frau fühlten das tiefste Mitleid mit ihr und konnten sich nicht enthalten, auch Thränen zu vergießen. Aber zu ihr sprachen sie: „Weine nicht so herzzerbrechend! Laß Dich trösten! Du sollst fortan unsere Pflanztochter sein und wirst wieder glücklich werden.“

Zu Nu neigte sich vor ihnen und dankte ihnen. Hu bedeutete seiner Frau, Zu Nu trockene Kleider zu geben, sie alles wechseln zu lassen und sie dann zum Ruhen in die hintere Kajüte legen zu lassen. Er befahl auch allen seinen Bediensteten, sie „das gnädige Fräulein“ zu nennen, sowie die Sache geheim zu halten und keinem zu entdeden. In ganz kurzer Zeit kamen sie nach Hause, und Hu trat sein Amt an.

Nun lag Woo in seinem Amtsbezirke, folglich war Hu Mo Ki's unmittelbarer Vorgesetzter, hatte denselben jedoch noch nie gesehen, noch mit ihm verkehrt. Nachdem er ihn aber kennen gelernt hatte, dachte er bei sich: „Wie schade, daß Mo Ki, ein Mann von so außerordentlicher Begabung, einer so schlechten Handlung schuldig ist, wie die gegen seine Frau verübte.“

Nachdem einige Monate verfloßen waren, erzählte Hu seinen Untergebenen im Amte, daß er eine Tochter habe, die sowohl schon wie begabt sei und jetzt im heirathsfähigen Alter stünde. Er wüßte einen klugen jungen Mann zu ihrem Gemahl zu wählen. Er fragte sie dann, ob sie vielleicht eine passende Person wüßten. Sie antworteten, daß Mo Ki kürzlich seine Frau verloren habe, und empfahlen ihn als einen außergewöhnlichen jungen Mann, der der Ehre einer solchen Verbindung werth sei. Hu sagte:



Beim Thierarzt. Originalzeichnung von Sonderland.

„Ich habe auch schon an ihn gedacht, aber er ist noch jung und hat noch keine hohen Ehren erlangt. Er ist daher jetzt noch nicht vollkommen werth, in meine Familie einzutreten. Aber,“ fügte er hinzu, „da Ihr Herren alle denkt, daß er einen passenden Mann für meine Tochter abgeben würde, so mögt Ihr die Sache ihm gegenüber erwähnen. Nur muß ich sicher sein, daß Ihr sprecht, als wenn es allein von Euch ausginge. Ihr werdet dann seine wahren Gefühle erkennen.“

Als sie diesen Antrag erhalten hatten, gingen sie zu Mo Ki, um ihn anzuhören, und boten sich als Vermittler an.

Dieses jungen Mannes herrschende Leidenschaft war der Ehrgeiz. Durch eine Heirath mit dem Gouverneur verbunden zu sein, überstieg seine kühnsten Hoffnungen. Er stimmte mit Freuden ein. Du wurde von dem Ausgang der Verhandlung benachrichtigt. Er sagte: „Obgleich Mo Ki eingewilligt hat, ist noch dieses zu bedenken. Meine Frau und ich lieben dieses Mädchen sehr und haben sie mit der größten Bärtlichkeit erzogen. Daher können wir uns nicht von ihr trennen. Selbst nach ihrer Verheirathung wünschen wir sie bei uns zu behalten. Da Mo Ki dieses vielleicht nicht genehm sein wird, muß es vorher abgemacht werden.“

Als Mo Ki von dieser Bedingung benachrichtigt wurde, stimmte er ohne alle Bedenken ein. In dieser Zeit war er eine sehr verschiedene Persönlichkeit wie früher als armer Student. Er konnte jetzt goldene Blumen und gestickte Seidenstoffe zu Brautgeschenken schicken und wählte einen glücklichen Tag für seine Hochzeit. Du aber bedeutete seine Frau, folgendermaßen zu Zui Nu zu sprechen:

„Mein Mann, der Mitleid mit Deiner einsamen Lage empfindet, wünscht Dich einem jungen Staatsangestellten zu vermählen. Ich hoffe, Du wirst nichts wider diesen Plan haben.“

Zui Nu antwortete: „Obgleich ich von armen Voreltern stamme, so bin ich doch etwas mit guten Sitten vertraut. Da ich einmal mit Mo Ki vermählt bin, so kann die Ehe nur mit dem Leben enden. Obgleich er mich meiner niederen Abstammung wegen nicht geliebt hat und mir grausam begegnet ist, so werde ich mich doch niemals wieder vermählen und die Treue einer Gattin also brechen.“

Und nachdem sie so gesprochen hatte, weinte sie bitterlich.

Die alte Dame, welche sah, daß sie es aufrichtig meinte, entdeckte ihr darauf die Wahrheit und sagte:

„Der junge Beamte, den mein Mann gewählt hat, ist kein

anderer als Mo Ki selbst. Euch beide bedauernd, wünscht er, Euch neu zu vereinen. Er hat Mo Ki aber glauben machen, daß Du seine eigene Tochter bist. Seine Beamten haben die Weisung, die Sache nur unter der Bedingung mit Mo Ki abzuwickeln, daß er einwillige, Dich stets in unserem Hause zu lassen. Diesem hat er zugestimmt. Der heutige Abend ist dazu festgesetzt, daß der Bräutigam in unsere Familie eintritt, und wenn er sich in Dein Zimmer begibt, mußt Du nach meinen Rathschlägen handeln."

Zuf Nu trocknete ihre Thränen, und nachdem sie Schminke aufgelegt und sich in neue Kleider gekleidet hatte, beschäftigte sie sich bis zum Abend damit, alle nöthigen Vorbereitungen zu ihrer Hochzeit zu treffen.

Mo Ki, sein Amtsbarrett, mit einer goldenen Blume geschmückt auf dem Kopfe, und mit purpurfarbenen seidenen Kleidern angethan, bestieg ein schönes Pferd mit köstlicher Schabrade, und indem zwei Musikchöre ihm voranpielten und alle seine Kollegen ihn begleiteten, zog er die große Straße entlang.

Wer hätte nicht gesagt, es sei ein hübscher Anblick?

Am Hochzeitsheute angelangt, stieg Mo Ki vom Pferde, und Hu kam heraus, ihn zu empfangen.

Die Trauungsfeierlichkeit war bald zu Ende, und nach dieser begab sich der Bräutigam in das Zimmer seiner Braut. Als er gerade durch die Thüre gehen wollte, augenscheinlich sich vollkommen in befriedigter Eitelkeit spreizend und den Kopf sehr hoch haltend, stürzten sieben oder acht alte Slavinnen, jede mit einem Rohrstock bewaffnet, auf ihn los. Mit diesen fingen sie an, ihn zu bearbeiten, und die Schläge fielen wie Hagel.

Mo Ki rief laut seine Schwiegereltern um Hilfe an. Da hörte er eine zarte Stimme aus dem inneren Gemache rufen, daß man ihn nicht mehr schlagen, sondern ihn herein bringen möge, daß man ihn sähe.

Man gehorchte augenblicklich, und die alten Frauen zogen und schoben ihn weiter bis in die Gegenwart der Braut.

Mo Ki wiederholte stets: „Was für ein Verbrechen habe ich denn begangen?“ als er, die Augen aufschlagend, beim Lichte der strahlenden Kerzen in der Gestalt der hoheitsvollen Braut, die vor ihm saß, sein eigenes Weib Zuf Nu erkannte!

Bei diesem Anblick fiel er fast in Ohnmacht und rief: „Es ist ein Gespenst!“

Alle, die zugegen waren, fingen an zu lachen, aber Hu, der in diesem Augenblicke ins Zimmer trat, sagte:

„Sege keinen solchen Glauben, lieber Schwiegerjohn. Diese junge Dame kommt vom Chae Zu Kiang und ist kein Gespenst.“

Mo Ki fiel hierauf zu Boden und sprach: „Ich bekenne meine Schuld und bitte um Gnade.“

Hu antwortete: „Ich überlasse Euch beiden, das mit einander abzumachen. Wenn meine Tochter Dir vergeben will, werde ich nichts mehr über die Sache sagen.“

Aber Zuf Nu spie ihm ins Angesicht und sagte: „Du elender Betrüger! Erinnerst Du Dich nicht der Worte Sang Kungs: „Die Gattin, die Du in Armuth genommen hast, sollst Du nicht im Reichthum vergessen, und die Frau, die mit Dir von grobem Reis gegessen hat, sollst Du nicht verstoßen.“ Arm, mit leeren Händen tratest Du in unsere Familie und theiltest meines Vaters Reichthum, der es Dir ermöglichte, weiter zu studiren und Dein jetziges Amt zu erhalten. Mein alter Vater freute sich, daß ich diese Ehre mit Dir theilen würde. Wie kam es nur, daß Du aller Dankbarkeit vergahest und allen Sinn für das Rechte verlorst, so wie, daß Du Deine eheliche Pflicht brachst und mich in den Fluß stießest? Der

himmlische Vater hat Erbarmen mit mir gehabt, und dieser edle Mann hat mich gerettet und zu seiner Tochter angenommen. Bloss ihm verdanke ich es, kein nasses Grab gefunden zu haben. Dein Herz aber muß ohne Mitleid sein. Mit welchen Gefühlen kannst Du mir gegenüber stehen, nun wir uns auf so wunderbare Art wiedersehen?“

Zuf Nu weinte darauf bitterlich und hörte nicht auf, ihm seine That vorzuwerfen.

Mo Ki war ganz übergossen von Scham und Verwirrung. Er konnte nicht ein Wort hervorbringen, sondern sich nur vor ihr auf die Erde niederwerfen.

Hu, der dachte, daß er genug bestraft sei, hob ihn auf und sagte zu Zuf Nu: „Meine Tochter, sei nicht länger böse. Mo Ki bereut jetzt seine That und würde Dir nie mehr auch nur mit Mißachtung begegnen. Und obgleich Ihr früher Mann und Frau waret, so seid Ihr doch jetzt in meinem Hause Bräutigam und Braut, und Du hast mich stets zur Stütze. Also laß dieses unglückliche Ereigniß nun vergessen sein.“

Darauf wandte er sich zu Mo Ki und sagte: „Lieber Schwiegerjohn, Du mußt Dich jetzt in Geduld üben. Ich werde gehen, Deine Schwiegermutter zu holen, damit sie mir hilft, Euch zu versöhnen.“

Die alte Dame kam und nach sehr viel Ueberredung und guten Rathschlägen gelang es ihr wirklich, die Sache zum Guten zu lenken.

Am nächsten Tage veranstaltete Hu ein großes Fest zu Ehren seines Schwiegerjohnes. Doch nahm er die goldenen Blumen und gestickten Seidenstoffe, welche Mo Ki seiner Braut geschickt hatte, und gab sie ihm wieder, indem er sagte: „Es schickt sich nicht, daß eine Frau zweimal Brautgeschenke erhält. Als Du Dich verheirathetest und in die Kin-Familie eintratest, schicktest Du die üblichen Gaben. Es ist daher nicht passend, dieses wieder zu thun. Die Besänmung, die Du über Deines Schwiegervaters Stellung im Leben empfandest, war Schuld an Deiner lieblosen Handlung. Ich habe ihm jetzt einen Posten verschafft, der ihm einigen Rang verleiht, wenn auch vielleicht nicht so großen, wie Du wünschen könntest.“

Mo Ki erröthete tief, als Hu also zu ihm sprach. Doch erhob er sich und dankte ihm nach bester Kraft.

Von dieser Zeit an lebten Mo Ki und Zuf Nu sehr glücklich zusammen, weit mehr so, wie früher. Hu und seine Frau behandelten sie wie ihre eigenen Kinder, und sie selber betrachteten die alten Leute mit derselben Liebe und Verehrung, als wären es ihre Eltern.

Der alte Rundkopf, Kim Laon Ta, verwaltete seinen Posten auf ehrenhafte Art bis zu seinem Tode.

Als Mo Ki kaum fünfzig Jahre alt war, starb er, Zuf Nu als Wittve lassend. Einige Tage vor seinem Tode träumte ihm, daß ihm ein himmlischer Bote erschienen, der also sprach:

„Dein Leben war nicht bestimmt, so früh zu enden. Aber weil Du einst ohne Grund und Recht Deine Frau zu tödten versuchtest, wurde der Zorn der Götter geweckt, und sie kürzten Dein Leben um zwanzig Jahre und versagten Dir drei höhere Rangstufen. Die Errettung Deiner Frau und Deine Wiedervereinigung mit ihr geschah in Folge der Gnade der Götter, welche Dein Verbrechen noch milde bestraft haben.“

Mo Ki war beim Erwachen sehr ergriffen und erzählte seiner Familie, was ihm von dem himmlischen Boten gesagt worden war.

Bald darauf ward er krank und starb.

Die Abkömmlinge von Mo Ki und von Hu Tih Hau lebten stets wie eine Familie zusammen.

Am Familientische.

Inschriften an Uhren.

Seit die Kultur sich des schriftlichen Ausdrucks bemächtigte, ist sie auf Erfindung von Anschriften bedacht gewesen, den Zeitgenossen zur Erinnerung und Ermahnung, den Nachlebenden zum Andenken und zur Nachahmung.

Die ältesten Dokumente der Schriftsprache sind Auf- und Zinschriften. Das Kulturleben der orientalischen Periode, eingeeignet durch die

nationale Beschränkung eines hierarchischen Despotismus, gab seiner pantheistischen Religionsymbolik in den Zinschriften auf den Nischenbauwerken von Elephanta, Elora, von Nimveh und Babylon, auf den ägyptischen Pyramiden und Obelisken einen lapidaren Ausdruck. Bei den Griechen entwickelte sich die schlichte Kunstlosigkeit der Aufschrift, welche anfangs, wie die Sprüche der sieben Weisen in den ionischen Säulen des Pronaos zu Delphi von den Wohnungen der Götter ihre

ermahnenden Worte sprachen, in absichtlicher Mundung und Gefügigkeit zu jenem geistigen Nexus, welcher als selbständiges Entwicklungsmoment von den namhaftesten Dichtern gepflegt, bedeutiam hervortrat.

Bei den Römern charakterisirt sich die Aufschrift als eine das öffentliche Leben, den Kultus staatlicher Einrichtungen in kräftiger Fülle reflektirende, auf die Spitze der gegebenen Thatsache springender Gedanke, der weniger die Schnellkraft geistiger Regsamkeit, als eine gewisse epigrammatische Reife des Geistes ins Leben gerufen hatte.

Im Gegenstich zum Kulturleben des antiken Staates, welcher Personen zu Sachen herabwürdigte, erhob die christliche Gesittung des Mittelalters Thiere und Sachen durch Beilegung von Eigennamen in das Bereich einer gewissen Persönlichkeit. Die mittelalterliche Thierfabel belegt dies mit vielen Beispielen, und Däuer, Schiffe, Geißeln, Glocken, Schwerter, ja selbst Wein, Bier und Käse verdanken von alter Zeit her, besonders in deutschen Landen, den Sinn und Witz der Allvordern bezeichnende Eigennamen. Diese förderten unwillkürlich zum Wortspiel, zur Anspielung heraus, und eben dieses allegorische Behagen machte sich bei der geforderten Kürze des Ausdrucks gar bald in gereimtem Sinn- und Witzwort Lust, mit welchem die betreffenden Gegenstände in bedeutungsvoller Besüglichkeit verzerrt wurden.

Unter all dem Hausrath, dem seit dem sechszehnten Jahrhundert durch Aufschrift oder Spruch eine sinn- und gemüthvolle Weihe zu Theil wurde, zeichnen sich die Uhren, die mittelbaren Theilnehmer an Freud und Leid des Hauses, die ersten Mahner an die Vergänglichkeit alles Bestehenden, die Welter zu Lust und Trübsal, die erbarungslosen Erimmerer an eine letzte Stunde, hervorragend aus. Die Uhr ist der recht eigentliche Freund des Hauses, und deshalb haben die Alten dieselbe mit herzlichem, naiven und sinnvollen Aufschriften ganz besonders reich bedacht.

Am Beloge dafür möge es vergönnt sein, aus dem großen Schatz von Uhrenaufschriften eine feine Auswahl, die den Grenzen dieser Blätter gemäß ist, mitzutheilen.

An dem Wohnhause des Staatsraths de Fienbet in Paris waren an der Hauptfront über dem Thore zwei allegorische Figuren, welche die Arbeit und die Ruhe darstellten, eine Sonnenuhr tragend, abgebildet, welche letztere mit der Aufschrift geschmückt war:

Mores labori, anleibus quidam otis. (Die meisten für die Arbeit, einige zu süßer Raft.)

Im Garten hinter dem Landhause desselben Staatsmannes befand sich ebenfalls an einer Sonnenuhr die Legende:

Dum fugit umbra quiesco. (Wenn der Schatten flieht, ruhe ich.)

Im erzbischöflichen Palaisgarten in Orleans las man an einer Sonnenuhr die Worte des Psalmisten:

Umbrae transitus est tempus nostrum. (Unsr Zeit ist wie ein vorübergehender Schatten.)

Am Hotel Richelieu trug eine große Sonnenuhr bei Lebzeiten des Kardinalministers die Aufschrift:

Nec momentum sine linea. (Auch nicht ein Augenblick ohne ein Zeichen der Thätigkeit.)

Am Palazzo Roncenigo in Venedig befand sich (oder befindet sich noch?) eine Sonnenuhr mit der Aufschrift:

Non numero horas nisi soenas. (Nur die heiteren Stunden zeige ich an.)

In dem Hofe eines Palastes in Cortona war um eine Sonnenuhr die Aufschrift:

Io vado e vegno ogni giorno, Ma tu andrai senza ritorno. (Ich komme und gehe jeglichen Tag, Doch Du wirst gehen und nicht heimkehren.)

An einem Privathause in Bourges liest man unter einer Sonnenuhr folgenden Vers:

La vie est comme l'homme,
Insensible dans son cours;
On la croit immobile,
Elle avance toujours.

(Das Leben gleicht dem Schatten, man spürt seinen Lauf nicht; man glaubt, daß es still steht, und es rückt doch beständig fort.)

Eine Stelle aus dem Hiob (31. 4) ist in Bremen sinnvoll als Aufschrift einer Sonnenuhr verwerthet worden:

Gressus denumerat. (Er zählt alle meine Gänge.)

An einer Sonnenuhr in Venedig im Fichtelgebirge:

Nicht immer, aber richtig!

In Dijon liest man noch heute an einem Privathause über einer Sonnenuhr vom Jahre 1704:

Si nescis hospes, sunt hic oracula Phoebi, Consula; respondent hoc tibi Disce mori. (Wenn Du es nicht wissen solltest, Wanderer: hier sind die Orakel des Sonnengottes. Befrage sie! Ihre Antwort ist — Lerne sterben.)

Bury Palliser in seinen Historic Devices etc. London 1870 berichtet, daß an dem alten Palais de Justice in Paris sich eine Sonnenuhr mit der Aufschrift befunden habe:

Sacra Themis mores ut pendula dirigit horas.

Unser Gewährsmann übersetzt dies englisch: Holy justice guides manners (?) as this dial does the hours. Wir haben nirgends eine Andeutung finden können, daß das der mittelalterlichen Latinität angehörige Substantivum pendula den Zeiger oder das Zifferblatt an einer Sonnenuhr bedeuten konnte. Aus diesem Grunde möchten wir

bezweifeln, daß die gedachte Umschrift unter einer Sonnenuhr gestanden hat.

Eine Sonnenuhr im Schloßgarten in Würzburg hatte die Aufschrift: Pereunt et imputantur. (Sie vergehen und werden angerechnet.)

Dieselbe, einem Epigramme des Martial entlehnte Stelle findet sich über einer Sonnenuhr an einem Thurme auf dem Markte von Belluno.

In Würzburg befand sich eine Sonnenuhr, welche die Aufschrift aus den Episteln des Horaz hatte:

Dona praesentis rape lactus horae. (Genieße froh der Gabe der gegenwärtigen Stunde.)

In dem dem Grafen Hodyg, dem geistreichen Freunde Friedrichs II, gehörigen Schloßpark in Hohenwalden trug eine Sonnenuhr die Legende:

Postinat suprema. (Die Letzte hat Eile.)

Von Aufschriften an Thurmuhren wollen wir nur einige mittheilen, die durch Sinnigkeit besonders ausgezeichnet sind.

In Graz:

Suprema haec multis forsitan tibi. (Die letzte vielen vielleicht auch dir unbekannt.)

In Landskron:

Dubia omnibus, ultima multis. (Angewiß allen, die letzte vielen.)

In Kopenhagen das horatiansche

Carpe diem. (Ergreife den Augenblick.)

In Trier:

Volat sine mora. (Sie entfliehet unverzüglich.)

In Canterbury:

Watch and pray, time steals away.

In Preshburg:

Memento horae novissimae. (Denke an die letzte Stunde.)

An der Kunstfaher der Willbrodtkirche in Wesel (1608) liest man:

Dies Welt in seiner Ordnung rund zeigt an Jahr, Monat, Tag und Stund.

O Jesu Christ, Du wollest geben, Daß wir ein selig Uhr erleben.

An einer fränkischen Dorfkirche:

Von allen eine Ist die deine.

Schließlich möge es uns vergönnt sein, einige Aufschriften von deutschen Haus- und Stubenuhren mitzutheilen.

O Mensch, hab acht!
So bald es schlägt
All Zeit betrachte!

Die jegige Stund und das zeitliche Glück
Schleicht hin in einem Augenblick.

Sieh an die Uhr und sag mir an,
In welcher Stund man nicht sterben kann.

Hin geht die Zeit,
Der kommt der Tod;
O Mensch, thu recht
Und fürchte Gott.

Die Zeit vertreiben mit die Zeit,
Die Zeit vertreibt die Zeit.

So geht die Zeit
Zur Ewigkeit.

Je länger hier,
Je später dort.

Alle verwunden,
Die letzte tödtet.

Die Zeit ist edeler als tausend Ewigkeiten,
Ich kann mich hier dem Herrn, dort aber nicht bereiten.

Mein sind die Jahre nicht, die mir die Zeit genommen,
Mein sind die Jahre nicht, die etwa möchten kommen;
Der Augenblick ist mein, und nehm' ich den in acht,
So ist er mein, der Jahr und Ewigkeit gemacht.

Heiliger Sanct Zeit,
Bed mich in der Zeit,
Nicht zu früh und nicht zu spät,
Bed mich, wenn es fünfe schlägt.

Umsonst nur rufen wir die Zeit, die wir verloren.
Vergeßlich ein veräumtes Glück!
Sie haben Flügel nur, nicht Herz und Ohren
Sie kommen — aber nie zurück.

Hiermit genug zur Orientirung und Anregung, das sich der Kenntniss der Gegenwart von Jahr zu Jahr mehr entscheidende reiche Material an Aufschriften an Haus und Gerath fleissig zu sammeln, eingedenk der frohlich schmerzenden Worte Martin Luthers, die er unterm 20. März 1536 an seinen Freund, den Prediger im Heiligengeisthospital zu Nürnberg, Wendeslaus Link schreibt:

„Mein gnädiger Herr Wenzel.

Wo er auch nicht zu schwer, noch zu viel, oder zu lang, oder zu weit, oder zu hoch, oder zu tief und dergleichen zc. wäre, so bitte ich euch, ihr wollt irgend einen Knaben sammeln lassen alle deutschen Bilder, Reimen, Lieder, Sprache, Bücher, Meislergejang, so bei euch sind gemalt, gedichtet, gedruckt, denn ich Ursach habe, warum ich sie gern hätt.“

Der Erfinder des Telephon.

Unsere Leser sind in Nr. 10 mit dem Telephon bekannt gemacht worden und haben an jener Stelle kurz erfahren, daß es ein deutscher Lehrer, Philipp Reis, war, welcher den merkwürdigen Apparat erfand. Einem Schüler dieses talentvollen, leider so früh verstorbenen Mannes, Herrn Buehl jr. in Koblenz, verdanken wir eine Photographie desselben, die in unserem Holzschnitte reproduziert ist, während wir die nachfolgenden biographischen Notizen über den Erfinder einer kleinen Brotschüre von Prof. Schenk: Philipp Reis, der Erfinder des Telephons (Frankfurt a. M. 1878) entnehmen.

Philipp Reis ward am 7. Januar 1834 zu Gelnhausen als der Sohn eines Bäckers geboren; er besuchte die Volksschule seiner Vaterstadt, wo die Lehrer seine außergewöhnliche Begabung erkannten und dem Vater rathen, den Sohn in eine höhere Lehranstalt zu schicken. So kam er in das Garnierische Institut zu Friedrichsdorf bei Homburg, dann in eine Frankfurter Privatschule, wo sich seine naturwissenschaftlichen Neigungen entwickelten. Der Vormund ging auf den Plan des Jünglings, Naturwissenschaften studiren zu wollen, nicht ein und brachte



Philipp Reis. Nach einer Photographie.

ihn als Lehrling in einer Farbwaarenhandlung zu Frankfurt unter, wo Reis jede freie Minute benutzte, um sich in der Mathematik und Physik weiter auszubilden. Ein Versuch, die Universität Heidelberg besuchen zu können, mißlang; Reis blieb auf sich selbst angewiesen und bildete sich selbst weiter, so daß er 1858 als Lehrer in die Garnierische Anstalt eintreten konnte, in dieselbe, welcher er seine erste Bildung verdankte.

Dort, wo er jede freie Minute mit der größten Gewissenhaftigkeit

zur gründlichen Fortbildung benutzte, machte er seine Entdeckung. Er selbst schrieb über dieselbe: „Durch meinen Physikunterricht dazu veranlaßt, griff ich im Jahre 1860 eine schon früher begonnene Arbeit über die Gehörwerkzeuge wieder auf und hatte bald die Freude, meine Mühe durch den Erfolg belohnt zu sehen, indem es mir gelang, einen Apparat zu erfinden, durch welchen es möglich wird, die Funktionen der Gehörwerkzeuge klar und anschaulich zu machen, mit welchem man aber auch Töne aller Art durch den galvanischen Strom in beliebiger Entfernung reproduziren kann. Ich nannte das Instrument Telephon. Die mir in der Folge wegen dieser Erfindung gewordene vielfältige Anerkennung, besonders auf der Naturforscherversammlung zu Gießen, hat dazu beigetragen, meinen Eifer für das Studium immer rege zu erhalten, um mich des gewordenen Glückes würdig zu erweisen.“

In einer Sitzung des physikalischen Vereins zu Frankfurt a. M. hielt Reis zuerst seinen Vortrag: „Ueber Telephonie durch den galvanischen Strom“ und im Jahresbericht jenes Vereins 1860 bis 1861 ist derselbe abgedruckt. Wenn jetzt, hiebzehn Jahre später, die Amerikaner sich die Erfindung anmahnen wollen, so ist dies nur eine jener dreisten Aunehmungen, welchen deutsche Erfinder leider nur zu oft ausgesetzt waren, und im Interesse der Wahrheit kann jener — übrigens mißglückte — Versuch nicht streng genug zurückgewiesen werden. Wesentlich verbessert wurde der Apparat allerdings von Prof. Graham Bell, während dem Generalspostmeister Stephan das Verdienst gebührt, ihn der Praxis zuerst dienlich gemacht zu haben.

Reis sollte die Früchte seiner Erfindung nicht genießen. Ein Lungenleiden hatte den tüchtigen Mann ergriffen und schon im Sommer 1873 war er genöthigt, mehrere Wochen den Unterricht auszuliegen. Als durch diese Ruhe und die Herbstferien eine Besserung in seinem Befinden eintrat, sah er neue Hoffnung auf Wiedererholung und fing mit gewohnter Energie den Unterricht im Oktober wieder an. Doch es war nur ein letztes Aufblühen der verblühenden Lebensgeister. Die Lungenwinddrüht warf ihn im Dezember aufs Krankenlager, von dem ihn nach langen schweren Leiden der Tod am 14. Januar 1874 erlöste.

Eine Weihnachtsbitte.

Das die stieblich gezielte Weihnachtsnummer (12) des „Daheim“ manch köstliche Weihnachtserzählung uns gebracht, bei deren Lesen die Herzen warm und weit und weich geworden, so sei es gestattet, gleichsam als ersten Nachklang hierzu eine herliche Weihnachtsbitte auszusprechen.

Zu derselben Zeit, wo am heiligen Abend des Christfestes hunderttausende beglückte Familien im Glanze der Lichter des Weihnachtsbaumes sich freuten, fanden zwei Männer meiner Gemeinde, beide Familienväter, Vater und ältester Sohn, auf dem Rückwege nach dem heimathlichen auf der Spitze des Rhöngebirges liegenden Dorfes bei furchtbarem Schneesturm und dichtem Nebel nach heissem Kampfe im tiefen Schnee den Tod des Erstgeborenen. Neun Kinder, von denen drei vor zwei Jahren in der hier schredlich hauenden Typhusepidemie schon die Mutter verloren haben, weinen am gemeinsamen Grabe ihrer Väter und Ernährer in bitterster Armuth.

Sollten sich unter den tausenden von christlichen Eheleuten, denen Gott der Herr Kindererben versagt hat, nicht einige finden, die bereit wären, jene drei Doppelwaisen (zwei Mädchen von 6½ und 3, einen Knaben von 5 Jahren, alle drei aber gesund an Leib und Seele) um des Herrn willen zu christlicher Erziehung und Verpflegung bei sich aufzunehmen und so des Heilands Segen sich zuzueignen, der gesprochen: „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf?“

Zu jeder näheren Auskunft ist von Herzen gern bereit

A. Wuttig, evang. Pfarrer.

Frankenheim bei Wästenhagen, den 29. Dezember 1877.

Inhalt: Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Historischer Roman von Theodor Fontane. — Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1818—50. Zweite Abtheilung. II. — Melchior Dinglinger, der Meister des grünen Gewölbes in Dresden. Mit Portrait. Von Georg Hill.

— Auf Au, des Beilerkönigs Tochter. Eine chinesische Novelle. Für das Daheim übersetzt. — Beim Thierarzt. Originalzeichnung von Sonderland. — Am Familientische. Anschriften an Uhren. — Der Erfinder des Telephon. Mit Portrait von Phil. Reis. — Eine Weihnachtsbitte.

Unsere neuen eingetretenen Abonnenten

zur Nachricht, daß das erste Quartal des laufenden Jahrganges (Nr. 1—13) durch alle Buchhandlungen und Postämter, eventuell auch durch uns für den Abonnementspreis von 2 Mark nachbezogen werden kann.

Für diejenigen Postabonnenten, welche ihre Bestellung auf das laufende Quartal zu spät gemacht und daher die ersten Nummern dieses Quartals nicht erhalten haben, bemerken wir, daß solche auf besonderes Verlangen und gegen Zahlung der Bestellgebühr von 10 Pfennigen von ihrem Postamt nachgeliefert werden. Wir bitten also betreffenden Falls diese Nachlieferung zu veranlassen und sich nicht abweisen zu lassen, was in kleinen Orten leider oft geschieht.

Daheim-Expedition.

Herabgeber: Dr. Robert Koenig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Klasing in Leipzig. Verlag der Daheim-Expedition (Pelzogen & Klasing) in Leipzig. Druck von H. S. Frenner in Leipzig.

Ans den jüngsten Kämpfen im Süden des Balkan.



Das letzte Gebet Eines vom Regiment Probrashenst.

Zur Chronik des russisch-türkischen Krieges. XVI.

(In Druck gegeben am 12. Januar.)

Die großen Erwartungen, welche in ganz Europa an den Fall von Plewna geknüpft wurden, sind nur zum kleinen Theile bisher eingetroffen und tragen nicht alle Anzeichen, so werden sie sich auch demnächst noch nicht erfüllen. Ob eine wirkliche Entscheidung des Feldzuges da ist, können wir vollen Freusinn haben. Da nun aber in der letzten Zeit nicht die türkischen Waffen, sondern lediglich die Natur und das Klima des Kriegsschauplatzes die Rolle des Vertheidigers spielten, so ergeben gerade diese Wochen der Stille, welcher große Unterschiede zwischen der Durchführung eines Feldzuges in Bulgarien und in einem westeuropäischen Kulturlande liegt.

Zwar sind dem einst für unübersteiglich gehaltenen Balkangebirge mittlerweile nicht weniger denn 37 brauchbare Uebergänge nachgewiesen worden und das Straßennetz des Donauwilajets hat in neuester Zeit durch Mithat Paschas Schaufelbauten eine nicht unwesentliche Verbesserung erfahren. Aber die Summe der sich in unmittelbarer Reihensfolge an einander schließenden Hindernisse — die rumänische Bahn, die Donau, deren Brücken unlängst das Eis mit sich fortnahm, der Landweg nach Tirnowa und weiter ins Gebirge, der Schnee im Balkan — sie alle zusammen sind im Stande, einer Armee halt zu gebieten, auch wenn der Feind dies nicht mehr kann.

Von Plewna bis Adrianopel ist es fast genau so weit, wie vom Schlachtfelde von Sedan bis Versailles. Den Maßstab des deutsch-französischen

Krieges ganz äußerlich angelegt, würde man also verlangen können, daß die alte Hauptstadt des Osmanenreiches schon jetzt seit einer Reihe von Tagen eingeschlossen wäre, und das russische Hauptquartier sich in Bursa an der Straße nach Konstantinopel befände. Statt dessen steht die Avantgarde des 8. Armeekorps noch auf dem St. Nikolausberge im Schiplapasse¹⁾, 20 deutsche Meilen von Adrianopel und 10 Meilen von den südlichsten Punkten entfernt, welche General Gurko im Monat Juli bereits durch seine Kavallerie erreicht und zeitweise besetzt hatte.

Auch auf der östlichen Front der Invasionsarmee ereignete sich nichts von Bedeutung. Die Armee am Kom machte nach der glücklichen Abwehr des letzten türkischen Angriffes vom 12. Dezember eine Vorwärtsbewegung, insofern gar bald kam diese wieder zum Stehen. Die türkischen Arriergarden vorwärts Rosgrad, die Schneewehen und der schlechte Zustand aller Straßen dienten zum Vorwande für einen Halt, und jene Nachricht, welche von allen Blättern mit fett gedruckten Lettern gebracht wurde, hat keine anderen Folgen gehabt, als die „Reconnoisirungsberichte“, welche am Kom seit dem August auf der Tagesordnung gebieten sind.

¹⁾ Die türkische Armee im Schiplapass hat mittlerweile die Waffen strecken müssen. E. R.

Nur dort, wo nichts entschieden wird, noch werden kann, bei Sofia, haben die Russen erhebliche Fortschritte gemacht. General Gurko übertritt unter großen Mühsalen abermals den Balkan und erstickt mit dem neuen Jahre zugleich in der schönen Ebene von Sofia. Den Hauptpaß, durch den die neue Heerstraße von Plewna nach Sofia führt^{*)}, den Baba Konal, hielten die Türken noch immer besetzt. Schanzens krönten die Höhen zu beiden Seiten, und die Gefechte zu Beginn des Dezember hatten gelehrt, daß es unmöglich sei, sie ohne große Opfer zu nehmen. Wie einst von Tirnowo aus, umging General Gurko daher abermals die feindlichen Stellungen und zwar über Curial zwischen dem Passe und Sofia. Fünf Meilen östlich dieser Stadt, der alten thrakischen Metropole, bei dem hübsch gelegenen Bulgarendorfe Tschifschien^{**)} errichtete er so erwartete, wie einst am 14. Juli bei Haintschij. Nach lebhaftem Kampfe, der den ganzen Sylvesterabend andauerte, und ihm mehrere hundert Mann gekostet hat, nahm er den Ort. Die Türken räumten nun auch ihre Positionen am Baba Konal und zogen, von russischer Kavallerie verfolgt, östlich über Slatica und südöstlich nach Tschifschij ab.

Sofia war damit preisgegeben. Ein alter Wall und vier Forts, welche 1829 vom Pascha von Etutari erbaut wurden, als General Geismar die Fokerdeseilen bedrohte, bildeten den Schutz der Stadt. An Armierung fehlte es beinahe ganz. Auf der Ostseite befanden sich einige neue Befestigungsanlagen.

General Gurko hatte seine Umgehung mit der 3. Garde-Division, Theilen der 1. Garde-Division und der Gardebrigaden ausgeführt. Zu der Front von Orhanie und Etropol an folgten seinem Vormarsche die 2. und der Rest der 1. Garde-Division, so daß sich das ganze Gardekorps südlich des Baba- (oder Arab-) Konalpasses vereinigte. Mehr als 800 Kranke und 50 Tote, welche die Kälte während des Gebirgsmarsches allein dem Detachement von Etropol kostete, lehrten übrigens, daß der Balkan bei Winterzeit mancherlei Fährnisse birgt.

Der Umgebungscolonne des General Gurko folgte die 31. Division vom 9. Korps unter General Bekhaminow. Sie schlug die Richtung gegen Sofia ein und wählte während der Kämpfe bei Tschifschien die von der Stadt nordwestwärts türkische Division Redib Pascha ab. Dann übertritt sie den Jöker 1/2 Meile nördlich Sofia und bedrohte so die weniger räumte Redib Pascha die Stadt ohne Kampf, und am 3. Januar hielten die Russen daselbst ihren feierlichen Einzug.

Von Sofia aus steht ihnen die Verbindung mit den inwänschen von der Morawa her eingedrochenen Serben offen. Nur wenige feste Plätze mit schwachen Garnisonen bilden nunmehr in Westbulgarien und Alt-Serbien die Reste der Türkenherrschaft.

Allein diese Gebiete hätten die Osmanen ohnehin aufgeben müssen, sobald nur die Kanonen erst südlich des Schiplabalkan im Lundsja und Maritsanale donnern. Vorläufig aber melden alle Nachrichten seit Wochen nur, daß die „große Armee“ bei Tirnowa und Gabrowa „in der Bildung begriffen“, daß bedeutende „Versärfungen“ noch immer auf den rumänischen Bahnen im Eintreffen seien. Thatsächlich über eine allgemeine Vorwärtsbewegung kommt nicht zum Vorschein. Nur General Stobelsow, der Unermüdlige, ist mit der 16. Division in den Trojanpaß^{***)} eingebrochen.

Freilich hat der Winter in ganz Bulgarien begonnen, seine Schuldigkeit zu thun. Er ist der einzige Allirte, der die Türken in der Stunde der Noth nicht ganz verlassen hat. Die Schneestürme in den russischen Depeschen sind kein „Nebel von Chlum.“ Dennoch läßt die vierwöchentliche Pause Fragen offen, welche die Geheißte dieses Krieges mit guten Gründen wird beantworten müssen, soll der russischen Heerführung kein Vorwurf erwachsen.

Entscheidend kann der Krieg immer nur bei Adrianopel werden. Von dort liegt der Weg nach Konstantinopel frei. Setzt die hohe Pforte den Widerstand auch nach einer Niederlage daselbst und nach der Wegnahme von Adrianopel fort, so gestaltet sich der Rest des Kampfes doch nur zu einer überflüssigen Zugabe. Nur unter den Kanonen jener durch Erdwerke zu einem großen verhängenen Lager umgestalteten Stadt können die türkischen Generale hoffen, das Mißverhältniß der Zahl noch einmal annähernd auszugleichen; denn die russischen Operationslinien werden bis dorthin um zwanzig Meilen voll Schwierigkeit und Gefahren länger. Die fünf Festungen und zwei provin-

riß errichtete Bollwerke nördlich des Balkan nehmen unzweifelhaft einen großen Theil der Armee in Anspruch. Die Rumänen, die drei Korps der Dinarnee, sowie das Dobrudschakorps werden ja schon jetzt durch dieselben gefesselt. Die Aussicht, welche sich daran für das Osmanenreich knüpft, ist die letzte.

Gerade das wird die Russen bedenklich gemacht haben, den allgemeinen Vormarsch schon jetzt zu beginnen. Gewiß ist es bei Gabrowa ebenso gut wie bei Sofia möglich, den Balkan zu passiren. Allein drüben beginnt erst die Schwierigkeit. Das Land liegt dort nicht mehr frisch und unberührt vom Schnee da. Der Sommerfeldzug und die lange Anwesenheit der türkischen Balkanarmee haben es erschöpft. So reich das Timozthal sein mag; es ernährt jetzt eine größere Heeresabtheilung nicht mehr, wie es dies im Sommer vermochte. Die langen Verpflegungstrassen für ganze Armeekorps über die verschiedenartigen Gebirgswege folgen zu lassen, ist ein Unternehmen, welches dem Zufall weiten Spielraum bietet. So könnte drüben der Mangel bald das Heer begleiten, zur weitaufigen Vertheilung der Marschcolonnen zwingen und entscheidende Schläge in letzter Stunde verhindern.

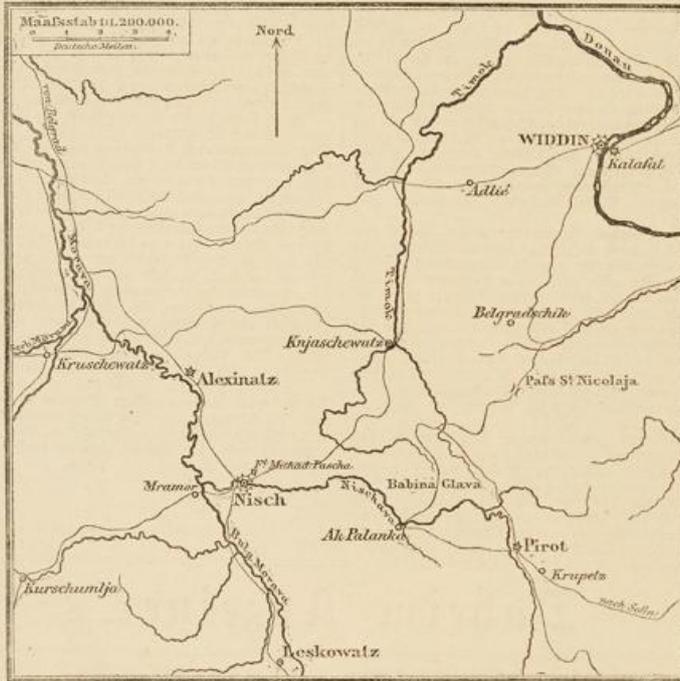
Wunderbarer und fragwürdiger erscheint die Route, die nördlich des Balkan herrscht. Die türkische Donauarmee steht zum großen Theile nicht mehr im Festungsviereck. Dieses wird nur noch von starken Artilleriegaraden behauptet; dennoch sind dieselben nicht einem einzigen ernstlichen Angriffe der großen feindlichen Ueberlegenheit ausgesetzt gewesen. Um jeden Tag, den Russischd und Silistria, Barna und Schumla früher eingeschlossen werden, müssen sie bereit auch einen Tag früher kapituliren. Das kann für den Frieden von Wichtigkeit werden, denn die Autonomie Bulgariens, das Minimum der russischen Forderungen, erscheint den Besitz mehr als einigigen dieser Plätze. Da die Dinarnee und das Dobrudschakorps; das sich bisher nur durch eine selbstame Unbeugsamkeit hervorgerichtet, in den rauhesten Wintermonaten im Felde geblieben sind, müssen sie es ebenso auch einige Märsche weiter vorwärts bei Kasragrad und Bezardschik aushalten können. Die Verbindung zwischen den Festungen wäre damit schon unterbrochen, und die Möglichkeit, sich länger durch Zufuß von außen her zu versorgen, ihnen genommen. So wenigstens muß der ferne Beobachter urtheilen. Suwarow 1799 und Napoleon 1807 machten mehr möglich, als das, was hier zu thun ist.

Die Türken haben inzwischen die Zeit so gut benutzt, wie es in ihrer bedrängten Lage möglich war. Sie verlegten seit dem Falle von Plewna den Schwerpunkt der Vertheidigung freiwillig nach Ametelen. Sulyman Pascha ist mit dem Gros der Donauarmee theils nach Barna gerückt, von dort zur See bis Konstantinopel und dann mit der Eisenbahn bis Tenawa und Jamboli gegangen, theils über die östlichen Balkanpässe, die einst Diebitsch benutzte, dahin abmarschirt.

Der großen Balkanarmee der Russen gegenüber ist eine „große Armee“ von Ametelen auf türkischer Seite „in der Bildung begriffen“. Was an Rekruten bei Adrianopel verammelt war, was aus der Hauptstadt und von anderen Punkten des Reiches dorthin geschickt werden konnte, ist zu ihr gestößt.

Diese Verlegung einer Armee von der Nord- auf die Südseite des Gebirges, aus Stellungen, die im Angesichte des Feindes lagen und bei dem Zustande der türkischen Bahnen, der Schwierigkeit des Seetransportes in dieser Jahreszeit ist eine nicht unbedeutende militärische That, die nur ein Seitenstück in Sulymans erster Meerfahrt von Antiochia nach der Marthambindung hat. Sie entspringt dem fasteglich vollkommen richtigen Gedanken, auf dem wichtigsten Punkte alle itzend verfügbaren Kräfte zu verammeln. Ruschir Ahmed Enub's Balkanarmee bildet schon jetzt einen Theil der neuen Hauptarmee. Daß die von Gurko aus dem Baba Konalpaße geworfenen Truppen sich an diese heranziehen, ist schon deshalb wahrscheinlich, weil ihnen kaum ein anderer Weg bleibt. Für den Bollbittürken und seine Herrscher würde mag es schmerzlich genug sein, Serben und Montenegroir seine Grenzprovinzen überschwemmen, die verachtete Rajah dort ihr Joch abschnitten zu sehen, allein es wäre ein Fehler, schlimmer, wie man ihn zum Beginn des Krieges mit Abwendung zweier starker Korps gegen die Czernagora machte, wenn man diesen Feinden mehr Beachtung schenkte, als ihnen jetzt zu Theil wird. Es steht ihnen nur der Landsturm der gefährdeten Provinzen gegenüber.

Die Donauarmee hat übrigens ihre alten Stellungen nicht ohne letzte Kämpfe nördlich des Balkan gewechselt. Kurz vor dem Falle von Plewna erfocht sie dort noch den bedeutendsten taktischen Erfolg, den die türkischen Waffen in diesem Kriege im freien Felde zu verzeichnen haben. Seit dem



Ueberblick des türkisch-serbischen Operations-Terrains zwischen Widdin und Nisch.

*) Diese von Midhat Pascha erkante Straße ist die über Orhanie, das der große Refortmar von unbekanntem Ursprunge des Kreuzzugszeit her. Die alte Fochstraße dagegen führt über Etropol und ist fast auf allen Karten noch als die bedeutendste gezeichnet. Daß dies zu manchen wichtigen Aufstellungen über die Operationen der Russen in jener Gegend Veranlassung gab.

**) Tschifschien auf der Karte des General Gurko.

***) Im Epiroschen Balkan. Siehe Kriegsthaten des Dagestan.

Mon
9. Z
durd
Sul
fua
180
Jah
Balk
war
Kor
brin
nur
gege
wele
Balk
hätte
Ruff
11.
bald

re d
stie
von
nem
schu
Zag

zemb
Arie
flam
Rott
begl
nach

Meil
Sof
zu e
jago
dant
Sert
Arie
feld
Leit
land
Zeit
barh

plich
den
schaf
Dem
bata
groß
zu P

Monat August stand bei Elena und Vebrowa eine Brigade der russischen 9. Division mit einigen Batterien und Escadrons, nur hin und wieder durch feindliche Streifbedeckungen belästigt. Köllig unbemerkt ver sammelte Suleiman Pascha ihr gegenüber zu Beginn des December die Divisionen Jusud und Ali Niza Pascha. Beide griffen am 4. December mit großer Energie jene Brigade an und schlugen sie mit einem Verluste von nicht weniger denn 1800 Mann und 11 Geschützen. Zum ersten Male blieb eine nennenswerthe Zahl gesunder Gefangener in Osmanischer Hand. Die Avantgarde Ali Niza Paschas, welche auf der Straße von Osman Pascha nach Arznowa verblieben war, ging gegen Vebrowa vor, um die daselbst stehende Division vom 11. Korps zu beschützen; denn diese konnte den Angreifenden am besten Hilfe bringen. Am Abend des 4. December fanden die türkischen Avantgarde nur einen Tagemarsh von Arznowa entfernt. Die Richtung von Osten her gegen diese Stadt wurde von je her die beste für die türkische Offensive gewesen. Nachdem Ali hatte sie am 20. August gewählt, als Suleiman Paschas Ausbleiben ihr nöthigte, seinen Plan zu ändern. Auch jetzt noch hätte ein bedeutender Erfolg erzielt werden können, wenn nicht zwei Divisionen, welche die ganze Armee von den Vorposten unternehm. So aber stellten die Russen im Laufe der Nacht durch schnelle Heranziehung von Theilen des 9. und 11. Korps das Gleichgewicht der Kräfte wieder her und Jusud Pascha hielt nach mit den weiteren Angriffen inne.

Wie am 4. December der linke, so warf sich am 12. December der rechte Flügel noch einmal auf den Feind. Das im Lager von Kadifiof stehende türkische Korps Asaf Paschas griff das 12. russische auf den Höhen von Meschka an, doch vergeblich. Fast an derselben Stelle, wie am 26. November, kam es zu einem ebenso blutigen und resultatlosen Kampfe. Seitdem schienen nördlich des Balkan die Kanonen. Auch Elena wurde in denselben Tagen wieder geräumt. Der Aemarsch über das Gebirge war schon beschlossen.

Ein neuer Feind entstand gleichzeitig der hohen Forste. Am 14. December ver kündeten Kanonenschüssen von den Wällen von Belgrad die zweite Artillerieerklärung Serbiens an die Türkei. Herr Christie überreichte in Konstantinopel dem Minister des Auswärtigen, Serer Pascha, die offizielle Notifikation. Der Fürst reiste zum Ministerpräsidenten und dem Metropolitent begleitet ins Lager von Alexinas ab. Als bald verlegte er sein Hauptquartier nach Krusowac.

Als Serbien im Juli des vorigen Jahres den ersten, später zwei Meilen von der Grenze bei Al Balanka flüchtig gestörrten „March nach Sofia“ antrat, war sein Beginn vielleicht politisch und militärisch unklar zu nennen. Eine gewisse Sympathie aber durfte man demselben nicht ver sagen. Das serbische Volk erhob sich mit seinen geringen Kräften gegen den damals noch in voller Blüthe stehenden Lebermuth der Türkenherrschaft. Serbien hat in jener Epoche dennoch geleistet, was es konnte. Es hielt den Krieg gegen dieselbe Armee, welche seither von Anshlan in einem halbjährigen Feldzug nicht niedergeworfen werden konnte, vier Monate lang aus. Diese Leistung hat nirgends große Würdigung erfahren, am wenigsten von Anshlan. Europa war entrüstet über den tollkühnen Friedensstörer. Seine Zeitungen mimmelten von Schilberungen über die Feigheit und Unbrauchbarkeit der serbischen Milizen.

Seute tritt das kleine Fürstenthum, seine damals übernommenen Verpflichtungen brechend, auf der Seite des Stärkeren in dem Augenblicke in den Krieg ein, in welchem seine Hilfe unumgänglich ist, und seine Bundesgenossen schaft nur der Beteiligungs an einem wohlfeilen Triumphzuge ähnlich sieht. Dennoch werden wir bald überall von der Tapferkeit derselben Milizbataillone hören und lesen, die einst geschmäht wurden, die aber jetzt mit großer Lebermuth den an den Grenzen ausgebotenen türkischen Landsturm zu Paaren treiben. Die Bevölkerung Alt-Serbiens, welche die Befreier da-

mals sehr frohig empfing, jubelte ihnen heute entgegen. Das ist der Lauf der Welt. Der Waise hält sich stets zum dicken Haufen.

Die Strategie der Serben ist die der concentrischen Operationen, mit denen sie auch 1876 den Feldzug eröffneten. Ein Dritttheil der Grenze gegen Bosnien besetzt; ein Javorcorps ist in den türkischen District von Novobazar eingedrungen, hat dort vor Sienika und Novibazar einige unbedeutende Gefechte gehabt, scheint aber zur Zeit vor diesen Städten festzuhalten. Jedes von ihnen ist auf eine schwache Division von 10,000 Mann zu theilen. Eine stärkere Heeresabtheilung unter General Horatovic bildet die „Timokarmee“, die man auf 20,000 Mann annehmen kann. Sie operirt theils gegen Ribina, wosin auch die Rumänen abgerückt sind, theils, nach Errichtung des S. Mikolaja-Bahns, in südöstlicher Richtung. Hier gilt es die Verbindung mit dem äußersten rechten Flügel der Russen nach Berzowac herzustellen. Der Rest der türkischen Kommandt hat die Haupt, die Morawaarmee, formirt, die auf den bekannten Flüssen zum zweiten Male gegen Sofia vorrückt. Eschanin, der ehemalige Antipode Tschernomajew, kommandirt bei dieser Armee, die auch der Fürst persönlich begleitet.

Eine Fülle von Depeschen ver kündete bereits die ersten Massenthaten der neuen Bundesgenossen, und ersichert mehr den Ueberfid, als daß sie einen solchen fördert. Die Türken hatten bei Ausbruch des Krieges in der Linie Pirov-Al Balanka-Nisch eine schwache Vertheidigungslinie aus Aufstehungs-bataillonen gebildet. Diese nun durchbrach die Morawaarmee, von Horatovic indirekt unterstützt, unter einer Reihe von Gefechten am 24, 26, 27. und am 30. December des 28. December. Vor dem linken Flügel liegt, seit Pirov am letzten Gefechtsstage früh 11 Uhr fiel, die Straße nach Sofia frei da. Eine türkische Feldarmee in jener Gegend existirt nicht mehr. Das rechte Flügelcorps der Morawaarmee hat Nisch einzufressen. Avantgarde sind gegen Pestowac und Kurfumja vorgezogen.

Unzweifelhaft wird General Gurko die Bestimmung erhalten, sobald der Bormarsch über den mittleren Balkan beginnt, am Fuße des Gebirges ofwariv zu marschiren und das Debouchiren aus dem Trojan, Schipla, Samitioj und Cenasafie zu erleichtern. Sich ihm anzuschließen, und durch einen weiten Siegeszug nach Thracien die alten Niederlagen vergessen zu machen, mag der wesentlichste Zweck der serbischen Heerführer und Politiker sein.

Auch die Montenegriner haben, da ihnen kein kräftiger Feind gegenüber steht, Fortschritte außerhalb ihrer Berge gemacht und nach einer Reihe von kleineren Gefechten gegen muhamedanische Milizen und freiwillige den schmalen Landstrich zwischen Stutarije und dem abriatischen Meere in ihre Gewalt gebracht. Nur die Citadelle von Antivari* wird seit fast zwei Monaten von einer Handvoll Türken hartnäckig vertheidigt. Drohend standen die Cernagorzen schon vor Stutari selbst. Auch Dulcigno haben sie erklümt, den letzten Hafenort, den der Feind noch hielt, und über den die einzige Verbindung der Besatzungen von Stutari, Rodgorizza und Spus mit dem übrigen Reiche führte. Abd Pascha, der Vater des Kriegs- und Marineministers Reouf, und Mulchir Ali Sali, die dort kommandiren, sind nunmehr ganz isolirt.

In Wien gebot der Winter Halt, und nur unter den größten Beschwerden ist es den Russen gelungen, Erzerum endlich zu isoliren. Ueber den Zustand der Besatzung und ihre Stärke lauten die Nachrichten so verschieden, daß wohl erst der Tag der Capitulation, oder der Frieden klarheit darüber verbreiten wird. Die höchsten Angaben beziffern sich auf 29,500, die niedrigsten auf 12,000 Mann.

Frhr. v. d. Goltz.

* Nach einer letzten eintausenden Nachricht ist auch die Citadelle in die Hände der Montenegriner gefallen.

Als Freitag Abend in Belgien eintrifft, hat den Anstalten in die nächsten Tagen darauf erscheinende Nummer.

Daheim - Anzeiger.

Insertionspreis für die viergespaltene Nonpareilzeile oder deren Raum 60 Pf.

Sieben erschien das erste Heft (Januar) des Jahresgangs 1878 der

Zeitschrift für weibliche Bildung in Schule und Haus.

Centralorgan für das deutsche Mädchenschulwesen.

Herausgegeben von

Richard Schornstein,

Director der städtischen höheren Mädchenschule und Lehrerinnen-Bildungsanstalt zu Eberfeld.

Diese weitverbreitete Zeitschrift, officielles Organ der deutschen Vereine für höheres Mädchenschulwesen und der allgemeinen deutschen Pensionsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen, erscheint jährlich in 12 Monatsheften und ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen. Abonnementspreis halbjährlich M. 6. —

Die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig.

Sehr interessant für Jedermann.

The American Magic Photograph.

In einer Minute erzeugt sich jeder die schönste Photoskopie ohne alle Vorbereitungen, ohne andere Hilfsmittel, als die beigegebenen, nicht giftigen Materialien, nach ungeschwerer Gebrauchsanweisung.

Nur gegen Vorauszahlung (französische Einzahlung) des Betrages (auch in Reichsmark) erfolgt Zusendung. Zu bestellen durch die Billigen Preise und unter gleichzeitiger Zusendung dieser ist auch

Trichinen-Mikroskope (A)

die zur Untersuchung des Fleisches, wie anderer Rohwurstmassen und Breiweide vollkommen ausreichend und vielfach empfohlen sind. Dazu gebe ich eine Gebrauchsanweisung nebst Anleitung zur Fleischaufbereitung mit Abbildungen von Trichinen und Alumen. Ein bestes Mikroskop (B) zu 4 Mark ist ganz besonders zu empfehlen und für alle Fälle ausreichend.

S. Drews in Berlin, S. Louise-Str. 27.

Nur Prof. Dr. Sampsone's Aechte enthalten die volle Wirksamkeit der Coca-Pflanze — weil aus dem vollkräftigen Extracte der frischen Pflanze bereitet. — Ueber die von stetem Erfolg auch in schwersten Fällen gekrönte Anwendung der Coca-Pflanze I gegen Hals- u. Brustleiden, der Coca P. II gegen Unterleibleiden, Hämorrhoiden etc., der Coca P. III gegen allgem. u. spec. Nervenleiden u. Schwächen, des Coca-Spiritus gegen Kopfschmerz, Migraine etc., beherrscht eine populäre Schrift, gratis d. d. Mohrenapotheke in Mainz und deren Depots-Apotheken: Berlin: R. O. F. Buz, Louisenstr. 30, M. Kalmann's Schwann-Apoth. Spandau-Str. 77. Dresden: S. Schwartz, Oskanstr. 21. Dresden u. Magdeburg: Dr. Krause, Löwenapotheke. Königsberg i. P.: A. Bräuning, Leipzig: E. H. Paulke u. Engel. München: C. Braun u. Rose. Hamburg: W. Richter, St. Pauli: Zahn Apotheke, Hirsch-Apoth. Wien: C. Haubner u. Engel am Hofe. Zürich: Stricker'sche Apotheke. Bern: A. Brunner. Gené: F. Gruninger u. Giocke. Prag: Jos. Fürst. (579)

3 R.Mk.

Wagnerkeit

besitzt nach den vorzüglichsten Erfahrungen Specialist Loebell, Dresden, Giccardi. [2471]

Gchte Briefmarken verkauft billig. Katalog 60 Pf. Reinherz Zschoschoe, Leipzig.

Trunksucht. Magenleiden. Nur nach 20 Jähr. bewährte Methode. Auch brieflich. Dr. med. Heymann, Berlin SW., Herfstr. 3. [2464]

